Blätter aus Nassau.

Deutschen

Landleuten und Weinbauern

gewidmet

von

Wilhelm Albrecht.

Zweites Heft.

Wiesbaden.
Druck der L. Schellenberg'schen Hof-Buchdruckerei.
1844.

Von dem Manne, der kein Geld braucht.

Vor mehreren Jahren zog ein Mann in unser Dorf, der Vieles anders machte, wie andere Leute und deswegen für nicht recht gescheut gehalten wurde.

Es war gegen das Ende des Franzosenkrieges, wie er zu uns kam. Das Mainzer Malter Waizen kostete damals 12 fl., Gerste 7 fl., Reps 22 fl., ein paar fette Ochsen konnte man für 250 fl. verkaufen. Kurz es war eine Zeit, wo man alles los werden und für alles Geld kriegen konnte. Auch waren alle Verständigen nur auf Geld kriegen aus. Nicht so unser neuer Nachbar! Den hörte man selten nach Preisen fragen und sah ihn selten auf Märkten. Er freute sich nicht, wenn die Frucht im Preise stieg und betrübte sich nicht, wenn sie fiel. Er sagte immer: »Ich will nicht reich werden, ich will nur leben mit meinen Kindern und was ich dazu brauche, wird mir Gott immer geben!«

Wir sahen, er war eben ein Narr. Und in der Meinung hat er uns lange und oft bestärkt. Hört nur wie?

Man wußte allgemein, daß er ein wohlhabender Mann war und doch hielt er nur einen einzigen Knecht, der schon lange bei ihm gewesen und mit hieher gezogen war. Er und seine Frau und seine fünf Kinder legten überall selbst Hand an und scheuten keine Art von Arbeit. Doch war der Hof zu groß, die Kinder

noch nicht alle erwachsen, der Arbeit zu viel. Da gab er einige Stücke in Pacht, aber gerade die besten, die fettesten Aecker. Er sagte: »die andern können mit Gottes Hülfe auch so werden!« Sie wurden es auch, aber auf närrische Weise! Wenn der Winter kam und andere Leute in den Stuben saßen, war er mit seinen Söhnen und seinem Knechte auf den Wiesen, um Gräben zu machen, oder sie führten Sand auf die thonigen Aecker und Thon auf die sandigen, oder sie waren im Wald und holten Heidekraut, Ginster, Wachholdersträuche, die ihnen der Förster anweisen ließ und die sie mit Rasen aus den Sumpfgräben und mit Kalk schichtenweis aufsetzten, um — Dünger daraus zu machen. Wenn im Frühjahr die gescheuteren Leute ihre verdorbenen Kartoffeln, Rüben u. dgl. auf die Straße werfen wollten, da bat er gar freundlich darum sie wegführen zu dürfen, wieder, — um Dünger daraus zu machen. So ließ er sich auch das Kartoffelkraut schenken, das jeder Verständige im Herbst verbrennt und holte die Kohlstrünke, die Flachs- und Hanfscheben zusammen, um — Dünger daraus zu machen. Im Hof wurde der Mist behandelt, als wenn er nicht mit Geld zu bezahlen wäre. Es war zum Lachen! Indessen wurden die Felder immer besser. Sie trugen nach und nach alles, was man ihnen zumuthete.

Nun bauete er aber nicht Früchte, die ein Stück Geld einbrachten, sondern nebenbei allerlei: Hopfen, Hirse, Buchwaizen, Mais, Mohn, Flachs, sogar Farbepflanzen, Krapp, Waid, u. s. w. und — wie er sagte — des Strohes wegen, mehr Roggen, als Waizen.

Alle Felder mußten von Unkraut völlig rein gehalten werden

und seine Mädchen dauerten einem, wenn man sah, wie sie sich auf den Aeckern um jedes Gräschen plagen mußten, während der herrlichste Klee daneben niedergemäht und — gedürrt wurde. Er behauptete: ein Bauer dürfe nie so viel Futter haben, um das Gras seiner Aecker entbehren zu können, sonst leide der Fruchtbau Schaden.

Zur Erndtezeit nahm er einige Leute, öfter eine arme Familie an, die hatten Kost und die sechszehnte Garbe Schnittlohn. So kriegten auch die Leute das Dreschen mit Frucht bezahlt, wenn er und die Seinigen nicht fertig werden konnten oder draußen auf den Wiesen arbeiteten. So wurden gegen einen gewissen Antheil Kraut, Rüben, Tabak, Welschkorn gehackt, Kartoffeln ausgegraben, Flachs und Hanf gebrecht und gehechelt. Selbst mit den Handwerksleuten hatte er ähnliche Verabredungen genommen.

Was war aber die Folge von dieser wunderlichen Einrichtung? Wenn wir andern im Winter auf den Markt fuhren, da saß er zu Haus. Er hatte nichts zu fahren. Es war ihm nichts übrig, als Eß= und Saatgetraide und Mastfutter. Damit hielt er es dann auch wieder wunderlich. Er ließ alle Frucht mahlen, den Vorlauf verbacken und das Nachmehl füttern. »Das Beste«, sagte er, »gebührt dem Menschen.«

In seinem kleinen Garten bauete er alle feinen Gemüße, die man nur in den Gärten der Herrn antrifft, den schönsten Salat, die zartesten Bohnen, die edelsten Arten von grünem und blauem Kohl, Blumenkohl und vielerlei Gewürzkräuter, die man gar nicht um satt zu werden, sondern nur um des Wohlgeschmacks willen ißt. Eben so zog er an geschnittenen Bäumen und Spa-

lieren das edelste Obst und die vortrefflichsten Trauben, die man auf die Tafel des Herzogs hätte stellen dürfen.

Natürlich mußte jeder glauben, daß das alles verkauft werden soll, um einen ordentlichen Profit davon zu haben. Aber nein: „Gott hat diese Früchte für mich und die Meinigen wachsen lassen. Wir wollen seine Gaben mit Dank genießen. Sie sind der Lohn unseres Fleißes.“

Alle Jahre wurden zehn bis zwölf Pfund des schönsten Flachses schon vor völliger Reife ausgerauft und nach der Röste durch öfteres Waschen im fließenden Wasser und wiederholtes Klopfen mit hölzernen Schlägeln auf eine besondere Weise bereitet. Diesen bekam diejenige seiner Töchter zu spinnen, die sich im verflossenen Jahr als die beste Spinnerin und sorgsamste, reinlichste Hauswirthin erwiesen hatte. Und das muß man sagen, mit dem Spinnen konnten sie umgehen. So ein Pfund Flachs lief auf sechs bis sieben Ellen. Nun wurde aber weder Garn noch Tuch verkauft, wie man doch hätte vermuthen sollen. „Nein“ sagte der wunderliche Mann, „dem Fleißigen gebührt sein Lohn! Was meine Töchter mit so großem Fleiße gesponnen haben, das werden sie auch mit der größten Freude tragen und mit der größten Liebe schonen.“

Er hielt immer 18 – 20 Schaafe von einer feinwolligen Art. Sie trugen ihm aber eben so wenig Geld ein, wie alles andere, was er besaß. Die Wolle wurde im Haus gesponnen und gefärbt und verbraucht, die Lämmer, die er nicht aufziehen wollte und die Hämmel wurden geschlachtet und gegessen und nur, was eigentlich übrig war, wurde verkauft.

So ging es auch mit Geflügel, mit Federn, mit Eiern, mit

Allem. Was kam heraus? Er hatte freilich einen guten Hausstand; zu essen, nicht allein satt, sondern gut, hatte alle Schränke voll Vorräthen an Gespinnst, Leinwand, dürrem Obst, Flachs und Wolle und war mit den Seinigen besser, vollständiger, wärmer gekleidet, als alle andern im Dorfe.

Was hilft ihm das alles? sagten wir andern, er hat am Ende doch kein Geld und gönnt sich und den Seinigen kein Vergnügen! Denn im Wirthshaus sah man ihn und seine Söhne nur selten, beim Spiel nie. Und putzen mit Bändern und seidenen Tüchern und kattunenen Kleidern durften sich seine Kinder auch nicht. Was hatte er also von seinen Sorgen und Arbeiten und wunderlichen Einrichtungen?

Ihr müßt nicht vergessen, daß wir andern damals Geld hatten und uns nicht scheuten, es auszugeben zu unserer und anderer Lust. Das waren Zeiten! — Wenn ich an unsere Jugend zurückdenke, dauern mich heutiges Tages unsere Kinder! —

Ihr fragt: wie denn der Mann nur irgend zurecht komme, da er fast gar kein Geld einnehme? — Ich antworte: er gibt fast keines aus.

Schulden hat er nicht, er braucht also keine Zinsen zu zahlen. Kaffee trinkt er nicht, er braucht also keinen zu kaufen, auch keinen Zucker und keinen Brandwein. Für die Lotterie und zum Kartenspiel braucht er auch kein Geld, denn er rührt keine Karten und Würfel an und wenn ihm die Herumträger von den Loosen anbieten, auf denen mit so großen Zahlen 180,000 fl. geschrieben steht, die man jeden Augenblick gewinnen kann, so sagt er ganz ernsthaft: „Er könne weder das Loos, noch das Geld brauchen! er habe genug“

Ihr sagt, das sind alles Kleinigkeiten, die machen keinen arm und keinen reich; wie sieht es aber mit den Kleidungsstükken aus, mit den Schuster- und Schneiderrechnungen, mit dem Wagner, Schmied und Sattler? Womit zahlt er Holz, Licht, Seife, Wagenschmiere, Salz? Wie läßt er das Haus flicken, wenn es lumpig wird?

Er und seine Söhne tragen Hosen und Kamaschen von gestreiftem, selbst gemachten Zwillich, und Jahr aus Jahr ein den blauen Kittel von selbstgemachter und selbstgefärbter Leinwand, an Wochentagen und zur Arbeit von grobem, am Sonntag von feinem Zeug und immer reinlich, weil jeder mehr als einen Anzug hat. Bei kaltem Wetter tragen sie unter dem Kittel selbstgestrickte Jacken von selbstgewonnener und selbstgesponnener Wolle. Seine Frau und Töchter tragen nie ein anderes Stück Zeug auf dem Leibe, als das sie selbst bereitet haben: gestrickte farbige und weiße wollene Jacken, gestreifte und gewürfelte leinene und halbwollene Zeuge, an den Wochentagen gröber und am Sonntag so fein, als sie es nur spinnen können und von so schönen Farben und Mustern, als sie nur aufzutreiben vermögen. Da redet ihnen der Vater nichts ein, er hilft ihnen vielmehr dazu, wo er nur weiß und kann. Er hat seine Freude daran, wenn sie recht sauber gekleidet sind. Nur kaufen dürfen sie nichts Fremdartiges, nicht einmal geschenkt annehmen. Nie ist eine Elle Kattun, nie ein seidenes Tuch in sein Haus gekommen.

Schuhe kauft er freilich, aber weniger wie andere Leute und wohlfeiler. Stiefel habe ich ohnehin nie an ihm und seinen Söhnen gesehen. Wenn er ein Kalb oder Rind schlachtet, läßt er die Haut selber gerben oder tauscht eine schon gegerbte dage-

gen ein. Was für Leder und wie viel zu ein Paar Schuhen gehört, weiß er so gut wie ihr alle und wie jeder Schuhmacher. Nun giebt er das Leder dazu und läßt die Schuhe machen, aber nicht wenn Noth an Mann geht, sondern ein Vierteljahr früher, als man sie braucht. Sind sie angekommen — der Schuster muß sie ungeschwärzt bringen — so werden sie von allen Seiten gedreht und gewendet und kein schlechter Stich, kein falsches Fleckchen darf daran sein, sonst nimmt er sie nicht. Die gutgefundenen werden erst mehrere Tage in der Kammer aufgehoben, dann alle Nähte und selbst die Sohlen mit Fett eingerieben, an die Sonne gestellt und wieder geschmiert und wieder getrocknet und endlich mit Stiften genagelt, daß Kopf an Kopf steht. Das thut er immer selbst und man muß sagen, daß er es aus dem Fundament versteht. Er ist lange Soldat gewesen. Die getragenen Schuhe werden jeden Samstag genau untersucht und wo ein Stiftchen fehlt, wo ein Stich aufgegangen ist, wird alles gleich ausgebessert. Im Hausehren stehen für jeden der Seinigen und ihn selbst ein Paar Holzschuhe. Wer in den Stall will oder im Hof, an den Miststätten etwas zu thun hat, zieht die ledernen Schuhe aus und die hölzernen an, wer in das Haus, in die Stube zurückkehrt, tauscht sie wieder um. Auch beim Dreschen, im Winter bei Wiesenarbeiten tragen sie immer hölzerne Schuhe; sie sagen, daß sie den Fuß trocken und warm erhalten, auf dem Feld aber tragen sie die ledernen.

Auf diese Weise werden die Rechnungen des Schusters und Schneiders klein und können meistens mit Eiern, Butter, Milch, die er ihnen nach und nach liefert, berichtigt werden.

Wagner und Sattler kriegen auch nicht viel zu verdienen,

denn mit dem Wagenwerk und Ackergeschirr wird es fast wie mit den Schuhen gehalten; der geringste Schaden wird gleich ausgebessert, wobei ihm sein zweiter Sohn — der Mathias — sehr an die Hand geht, der ein großes Geschick zum Schnitzen und Bosseln hat und in den Winterabenden allerlei kleinere Stücke, die zu den Ackergeräthen und Wagenwerk gehören, im Voraus verfertigt, daß man sie nur einzusetzen braucht. Pferde hält er nicht und statt der Jochriemen, die so theuer sind, nimmt er Stricke, die er mit großer Sorgfalt aus Bast flicht; sie halten freilich nicht so lange wie die ledernen, aber doch lang genug und kosten nichts, wenn man sie selber macht.

Den Schmied — den kann er freilich nicht entbehren und dessen Rechnungen fallen ins Gewicht, wie seine Arbeiten und sein Hammer. Mit dem hat er aber alles veraccordirt auf viele Jahre hinaus, aber nicht auf Geld, sondern auf Frucht; für einen neuen Reif an ein Karrenrad kriegt er so viel Waizen, für ein neues Eggenbeschläg so viel und so fort. Nur Flickarbeiten werden mit baarem Gelde bezahlt. Im Anfang, wie der Accord gemacht wurde, waren die Preise so, daß es beide thun konnten, wie die Hungerjahre kamen, hatte freilich der Schmied Profit, aber in den letzten Jahren hatte der Nachbar wieder seinen Gewinn.

Lichter und Seife kauft er nicht, denn er brennt Oel von seinem selbstgezogenen Reps und Seife macht seine Frau aus Kartoffeln.

Holz — muß er kaufen doch auch weniger wie andere Leute! Gleich im Anfang hat er sich ein Ding kommen lassen, das halb wie ein Heerd und halb wie ein Ofen aussieht und ganz von

Eisen gemacht ist und so viel Geld kostete, daß alle verständigen, sparsamen Leute darüber lachten. Das Ding steht aber nur im Sommer in der Küche und den ganzen Winter über in der Stube, die vortrefflich erwärmt und zugleich alles Essen mit wenig Holz gekocht wird. Einiges Holz gewinnt er auch immer von seinen Obstbäumen, denn auch mit diesen geht er anders um, als andere Leute. Erstlich putzt er sie alle Jahre sehr fleißig aus, wenn aber ein Baum alt wird und abzusterben droht, so giebt er sich nicht lange damit ab, ihn noch einmal zu erhalten und zu verjüngen. Er haut ihn ab und setzt einen jungen hin und behauptet, das sei vortheilhafter, denn die frühere und sichere Obsterndte des jungen Baumes und das Holz des alten sey zusammen mehr werth, als die unsichere Erndte von dem alten, verjüngten Baum, der doch nach einigen Jahren ausgehe und durch einen jungen ersetzt werden müsse.

Wagenschmiere macht er auch selbst, die ist eben so gut oder besser, wie die gekaufte und kostet weniger. Wie er sie macht? will er Euch gelegentlich in den landwirthschaftlichen Wochenblättern erzählen.

Salz? — Salz muß er kaufen.

Mit dem Aufwand für Herstellung und Erhaltung seines Hauses, nach dem Ihr fragt, hat es auch wieder eine eigene Bewandtniß. Gleich wie er herkam, überschlug er genau, wie viel Frucht er jetzt baue und etwa künftig bauen werde, wie viel Vieh er jetzt und künftig halten könne, wie viele Leute im Haus gemächliches Unterkommen finden müssen; vertheilte nach dieser Berechnung die Räume in Scheune, Stall und Haus und ließ auf der Stelle mehrere Gebäude niederreißen, die ihm überflüssig

schienen. Sie hätten freilich noch lange gut gestanden und alle Leute im Dorfe tadelten deshalb das tolle Verfahren. — Das focht aber den neuen Nachbar gar wenig an. Er verwendete die gewonnenen Materialien zu Herstellung, Veränderung und bequemeren Einrichtung der andern Gebäude und verkaufte selbst die übrigen nicht, sondern schichtete Steine, Ziegel, Holz u. s. w. sorgfältig und ordentlich in einem Winkel des Hofes auf. — Einmal hergestellt, wurden nun die Gebäude mit eben so ängstlicher — und uns andern eben so lächerlicher — Sorgfalt erhalten, wie ich vorhin schon von den Schuhen erzählt habe. Auf alle Weise sucht er jeden Schaden zu verhüten, indem er nirgends Feuchtigkeit, nirgends moderndes Stroh oder anderes Geniste, nirgends Ungeziefer duldet, bei trockenem Frühlingswetter Läden und Thüren öffnet, bei regnigter oder neblichter Witterung und Sturm alle Fenster und Läden schließt und wird, trotz dieser Vorsicht, doch etwas beschädigt, so bessert er es auf der Stelle aus. Hammer, Zange und Axt führt er so geschickt, wie den Pflug, und Nägel, Klammern, Stifte hat er immer vorräthig.

Ihr sagt: „das alles gefällt uns nicht übel, aber wie findet der Mann Zeit, so vielerlei zu besorgen und selbst zu verrichten?“

Das ist eben sein Geheimniß und sein großes Kunststück. Er ist mit den Seinigen immer thätig, aber nie hat man ihn unruhig, eilig, in ängstlicher Hast gesehen. Alle Arbeit, die Besorgung aller Geschäfte ist unter sämmtliche Familienglieder vertheilt; Söhne und Knechte sind dem Vater, Töchter und Mägde der Mutter für die ihnen anvertrauten Wirthschaftszweige verantwortlich und empfangen von ihnen — und nur von ihnen —

Belehrung, Rath, Tadel und Lob. So dünkt sich jedes frei, unbeschränkt, arbeitet mit Lust und Liebe und wird seiner Arbeit Meister und jeder fühlt mit Freude, daß auch er Wichtiges und Unentbehrliches zum Bestehen und Aufblühen des gemeinsamen Haushalts beiträgt. Vater und Mutter, die nun auch bald anfangen alt zu werden, sorgen für alles und wissen um alles und trachten, daß alles zur rechten Zeit und mit gutem Bedacht gethan werde und helfen jedem der Ihrigen sein Geschäft auf das Beste verrichten.

Zur Erleichterung der Arbeit ist die größte Ordnung eingeführt, die streng und unnachsichtlich gehalten werden muß. Jedem Werkzeug, allen Vorräthen, selbst Bruchstücken und Abfällen ist ein gewisser Ort im Hof und Haus angewiesen. Daher sieht es aber auch immer, bei aller Geschäftigkeit, so wohl geordnet wie an Festtagen aus. Nichts liegt umher, nichts geht verloren, nichts muß gesucht werden. Jeder weiß, wo er finden kann, was er zu seiner Arbeit braucht und wo er hinlegen soll, was er vom Felde bringt; jeder kennt genau seine Obliegenheiten und kümmert sich nicht um die des andern; jeder eilt zur rechten Zeit fertig zu werden, um an den größern Feld- und Erndtearbeiten Antheil zu nehmen, die gemeinschaftlich verrichtet werden müssen.

Daher sind aber auch die Leute immer fertig und eben deßwegen immer wohl zu Muth, heiter, zufrieden, von keiner Sorge gedrängt, durch kein Versäumniß verdrüßlich, durch keinen Zank gestört.

Leichtere gemeinschaftliche Arbeiten, wie Heu- oder Grummetmachen u. dgl. oder die Ruhestunden, erheitern sie sich mit Singen

schöner und freudiger Lieder, die auch der Vater, wenn er gerade zugegen ist, gerne mit seinem Baß begleitet und worin er sogar — lacht so viel Ihr wollt! — seine Kinder durch unsern Schullehrer, der ein starker Sänger und ein rechter Meister auf der Orgel ist, förmlich hat unterrichten lassen.

Im Winter webt der Vater das Garn, welches Mutter und Töchter im vorigen Jahr gesponnen haben. Nach der Abendsuppe aber verläßt er den Webestuhl und setzt sich gewöhnlich an den Tisch und läßt sich eines von den drei großen Büchern geben, die im Wandschrank stehen: das eine ist das heilige Bibelbuch, das andere enthält die ausführliche Geschichte seines heimathlichen Volkes und Landes und im dritten sind sinnreiche Schwänke und lustige Lieder aus alten Zeiten aufgezeichnet. Aus diesen Büchern liest er den Kindern, die mit Spinnen, Schnitzen, Korbflechten und Stricken beschäftigt sind, einige Kapitel vor und wählt heute dieses, morgen das andere Buch, wie er denkt, daß es dem geistigen und gemüthlichen Bedürfniß der Seinigen zum Trost, zur Beruhigung und Stärkung oder zur Ermunterung angemessen seyn möge. Alle Arbeit und Lust schließt jeden Abend ein kurzes, frommes Lied.

Auf diese Weise hat d.r Mann seit 25 Jahren unter uns gelebt und gewirthschaftet, hat unsern, oft bittern Tadel still getragen und immer ungestört sein Ziel verfolgt.

Nun hat sich der Tadel in Lob und der Spott in Achtung verkehrt. Nun sehen wir wohl, daß er auf dem rechten Weg gewesen ist und nur wir die Thoren waren, die wir all unser Heil in Geld und all unser Dichten und Trachten in Gelderwerb setzten.

Er hat das Geld zu entbehren gewußt, da es noch zu erwerben war, wir müssen es entbehren lernen, da es nun für den Bauersmann nicht mehr zu erwerben ist. Und Dank sey ihm gesagt, er lehrte es uns nach und nach durch sein Beispiel und seinen beharrlichen Eifer. Einer nach dem andern, in unserm Dorfe, richtet seinen Feldbau, seine Wirthschaft nach seiner Weise ein, kleidet sich und die Seinen in selbstgesponnenes Zeug, meidet Wirthshaus und Spiel und gewinnt von Tag zu Tag an innerer Ruhe und Heiterkeit und der festen Ueberzeugung, daß den fleißigen Bauersmann die Erde in jedem Jahr kleidet und nährt und Gott den Frommen segnet.

Gärtnerei der Bauern.

Ich habe Einige sagen hören: die Geschichte von meinem alten wunderlichen, aber doch weisen Nachbar, habe ihnen nicht übel gefallen, aber das hätten sie zu tadeln, daß sie zwar vernommen, wie der Mann in guten und schlimmen Zeiten, bei gleichem Fleiß und gleicher Genügsamkeit, immer wohlstehend geblieben sey, aber nicht wie er die einzelnen Theile seiner Haus- und Feldwirthschaft eingerichtet, um eben jenen Wohlstand herbeizuführen und zu erhalten.

Diesen Tadel habe ich gerne gehört und diese Neugierde will ich gerne befriedigen.

Wie der Mann – ich brauche seinen ehrlichen Namen nicht

zu verheimlichen, er heißt Otto — seinen Hof kaufte, der früher reichen Herrnleuten gehörte, die darauf zu Grunde gingen, war ein großer Garten dabei, der mehr kostete, als er eintrug, und den schönsten Waizenboden und die beste Lage hatte.

Es war eine seiner ersten Winterarbeiten, die alten hohen Buchen- und Tannenhecken, die ihn umgaben und auch im Innern zur Zierde dienten, auszuhauen. Das gab Well- und Prügelholz für zwei Winter und im folgenden Jahr trug das stark durchdüngte und zum Theil geruhte Land den schönsten Waizen, den man in langer Zeit in unserer Gegend gesehen. Das war fast das Einzige, was uns Bauersleuten Anfangs an dem neuen Nachbar gefiel. Die vornehmen Leute aber, die vorüberfuhren, tadelten ihn desto härter, und bedauerten die schönen schattigen Gänge, in denen sie sonst spazieren gehen und Kaffee trinken konnten.

Wir dachten: er wolle nichts mit der Gärtnerei zu schaffen haben und lobten das. Es war aber anders gemeint. Ich fragte ihn einmal selbst darüber. Da führte er mich an das Fenster und zeigte auf einen Winkel des Hofes, der zwischen Haus und Scheuer eingeschlossen, viele Jahre zum Hofplatz gedient hatte, ganz mit Brennesseln und Hollerbüschen bewachsen und von einer hohen Steinmauer beschattet war, und sagte ganz gelassen: »Das giebt mein Garten.« — Ich konnte nicht helfen, ich mußte lachen. Ausgelacht zu werden, war er bei uns schon gewohnt worden. Er nahm das nicht übel und sagte sehr freundlich: »Kommt nur im Herbst wieder, wenn ich mit dem Bauen fertig bin.«

Selbigen Herbst war aber unruhige Zeit. Ich hatte das Haus so voll Franzosen und alle Hände voll zu thun und den

Kopf so voll närrischer Freiheitsgedanken, daß mir weder der Nachbar, noch sein Vorhaben einfiel.

Im nächsten Frühjahr aber ging ich hin, um ein Kuhkalb zu kaufen, deren er einige von der größten Schönheit und von einer sehr guten milchreichen Art hatte.

Ich fand die Stube heller, sonniger als sonst, und wie ich an dasselbe Fenster trat, an welchem ich im vorigen Jahr gestanden, sah ich wahrhaftig in einen Garten hinein, so wohl geordnet, so reinlich, so gut gelegen, als ich je zuvor einen gesehen.

Mit sichtlicher Freude, aber doch etwas bedenklich, kehrte ich mich um: Das muß Euch wieder ein schönes Stück Geld gekostet haben! »Fast nichts;« sagte der Nachbar, »habt Ihr Zeit, so will ich Euch erzählen, was hier geschehen ist, seitdem Ihr da ward.«

»Einige Regentage, die keine Feldarbeit zuließen, reichten meinen beiden Söhnen hin, die großen Hollerstöcke mit den Wurzeln auszuhauen und das Holz in Wellen zu binden. Den Boden fand ich vortrefflich, nur etwas zu lose und zu reich an alter Holzerde, die jedoch zum Theil noch nicht völlig verwest schien. Auch kam mir die ganze Lage etwas zu tief vor. Ihr kennt meinen großen Acker rechts am Kirchenweg. Der hat sandigen Thonboden und am untern Ende eine kleine Höhe, welche den Abzug des Wassers hemmt. Diese Höhe wurde abgenommen. Jeder Dungwagen kam mit Erde beladen zurück, die in Haufen auf meinen Gartenplatz aufgesetzt, den Winter über liegen blieb. Die hohe Steinmauer, die Ihr gesehen, habe ich, bis auf 4 Fuß Höhe, auf Abbruch verkauft und mir noch so viele Steine

vorbehalten, um den Eingang aus dem Hof damit schließen zu können. Die neue Mauer rückte ich um 3 Fuß zurück, um eine vertiefte Stelle für den Bienenstand zu gewinnen, der keinen Raum im Garten sperren, gegen rauhe Winde, aber auch gegen die Morgensonne geschützt seyn sollte. Der Kalkschutt wurde gleichförmig vertheilt und durch wiederholtes Graben und Hauen mit dem Karst mit der vorhandenen und aufgeführten Erde genau vermischt. Auf diese Weise habe ich, ohne allen Aufwand an baarem Geld, den alten unbrauchbaren Hofraum gereinigt, den Boden erhöht, ihm eine für alle Gewächse passende Erdmischung gegeben, das liebe Sonnenlicht gewonnen und vor meinen Fenstern ein heiteres Gärtchen angelegt, welches groß genug ist, um die feinern Gemüse und wohlschmeckenden Kräuter, die nicht auf den Ackerfeldern gezogen werden können, für meine Familie zu liefern und selbst noch Raum für ein kleines Blumenbeet übrig zu lassen, welches meinen Kindern große Freude macht und auch uns Alten. Dort links in der Ecke wird im nächsten Jahr eine Weinlaube angelegt und längs den Mauern des Hauses und der Scheune werden Spalierbäume gepflanzt. Damit sie nicht von der Dachtraufe leiden, habe ich Rinnen gelegt und leite das Wasser in jenen großen steinernen Trog, den Ihr im Winkel seht, weil ich gefunden habe, daß Regenwasser am besten zum Gießen sey, besonders wenn es an der Sonne gestanden hat, und weil ich auch den Meinigen gerne jede Arbeit erleichtere.«

Im Ganzen gefiel mir, was der Mann that und sagte, doch, meinte ich, auf die Früchte der Spalierbäume und der Reben, die erst gesetzt werden sollten, würde er lange warten müssen. »Er habe warten gelernt«, war die ruhige Antwort.

Von allerlei Gedanken geplagt und eigentlich — wenn ich die Wahrheit sagen soll — mit mir selber uneins; ging ich nach Haus; nahm mir aber doch vor, den Nachbar künftig öfter zu besuchen, denn das merkte ich wohl, daß er allerlei wußte, was uns Andern fremd war, und eben deßwegen lächerlich vorkam.

Was ich ihn im Lauf der Jahre in seinem Garten thun sah, oder gesprächsweise von ihm vernommen habe, will ich euch Andern gerne erzählen.

Die Hauptbearbeitung des Gartens nahm er im späten Herbst vor, oft erst im Monat Dezember, wenn alle Feldarbeiten ein Ende hatten. Alle Jahre wurde der halbe Garten gedüngt. Wo nicht gedüngt werden sollte, wurden die schmalen getretenen Wege mit dem Karst tief aufgehauen und die Erde aus den Beeten einen Fuß tief ausgeschöpft und über den Wegen in hohen schmalen Rücken aufgehäuft. Die Gräben zwischen diesen Rücken wurden denn ebenfalls mit dem Karst aufgehauen. Er wollte gerne den Boden recht durchfrieren lassen, um die Engerlinge, die Maden und Eier der Erdkrebse, Ameisen und anderer schädlichen Insekten, welche in der Erde überwintern, und auch die Wurzeln der Unkräuter zu zerstören und den Boden mürber zu machen. Auch bildete er sich ein, daß gerade im Winter die Erde aus der Luft selber nährende Theile aufnehme.

Das war nun wieder einer von seinen närrischen Einfällen, aber so viel ist wahr, daß der Boden im Frühling äußerst locker, mild, rein von Unkraut war, und einen ungemein starken Trieb hatte. Auch wurde er nun nicht mehr bearbeitet, sondern nur die Erde rechts und links von den Rücken herabgezogen, eben gemacht, das Feld in gleiche Beeten geschieden, die Wege nach

der Schnur getreten, einige Zoll tief ausgestochen und die Erde auf den Beeten vertheilt. Findet er den Boden zu locker, so tritt er die Beeten, vor der Saat, mittelst zweier Brettchen fest, die er abwechselnd vor sich hinlegt. Das kam mir anfangs sehr überflüssig vor. Ich sah aber, daß troß des wenigen Samen, den er ausstreut, die Pflanzen sehr gleichförmig und dicht stehen und mußte nun seiner Versicherung glauben, daß selten ein Körnchen ausbleibe, weil sie so gesäet gleich tief zu liegen kommen und von allen Seiten mit milder Erde umgeben, weder vertrocknen noch verfaulen können.

Gedüngt wird sein Garten auch im späten Herbst. Der Boden wird umgegraben, die Grabenfurche aber mit dem Karst gelockert, der Dung eingelegt und mit der Erde des folgenden Spatenstichs bedeckt.

Dieser abwechselnden Behandlung des gedüngten und ungedüngten Landes schreibt er es vorzüglich zu, daß sein Garten so rein von Unkraut ist, so stark treibt, in der Tiefe die Feuchtigkeit so gut behält und besonders auch so große und wohlschmeckende Wurzelgewächse trägt. Wahr ist es, daß er Sellerie, Haferwurzeln, Zuckerwurzeln und Zwiebeln so groß und so wohlschmeckend zieht, wie man sie nur von den Bamberger Gärtnersleuten zu kaufen bekommt. Uebrigens säet er alle Wurzelgewächse in ungedüngtes Land.

Wie ich einmal im Sommer bei ihm war und im Garten alles so kräftig aufgewachsen fand, konnte ich die Besorgniß nicht unterdrücken, daß er ihn vielen Dünger kosten müsse! Er sagte aber Nein; es sey sein Grundsatz, daß dem Ackerfeld kein Karren Dung entzogen werden dürfe. Höchstens etwas Mist-

jauche werde für den Garten verwendet, Stalldung nicht. Das wollte mir wieder nicht in den Sinn. Er führte mich aber in einen versteckten Winkel, der an den Hof und die Dungstätte grenzte und durch einige Spalierbäume vom Garten getrennt und zugleich beschattet war. Hier, sagte er, wird mein Gartendünger gemacht. Ihr seht die drei Erd- oder Dunghaufen. Am ersten wird noch gesammelt, der zweite ist gedeckt und gährt, und der dritte ist fertig und schon halb verbraucht.

Ich will Euch sagen, aus was diese Erd- und Dunghaufen bestehen und wie sie behandelt werden!

Wenn ich einen solchen Haufen zum erstenmal anlegen will, ebne ich vorher den Platz und steche die Erde einige Zoll tief aus, damit die Feuchtigkeit, und besonders die Mistjauche, welche später übergegossen wird, nicht so leicht abfließen kann. In diese Vertiefung wird eine Schichte Rasen gelegt und darauf von Tag zu Tag alles, was Haus, Hof und Garten an unbrauchbaren Abfällen aller Art liefert; Unkräuter, Kehrigt, faulgewordene Krautblätter, Kartoffeln, Rüben, Kohlstrünke u. dgl. werden in Schichten aufgelegt, bisweilen mit Asche, oder mit Kalk bestreuet und öfter mit Mistjauche begossen, die durch diese Rinnen, die Ihr in der Mauer seht, aus der Jauchengrube im Hof herüber gepumpt werden kann. Einigemal im Jahre steche ich den Haufen um und mische alles tüchtig durcheinander. Riecht er sauer und faulicht, so streue ich wieder Kalk oder Asche darunter und lege etwas Erde oder Rasen dazwischen, ist er aber trocken und ohne Geruch, so lasse ich etwas frischen Mist dazwischen legen, und begieße ihn fleißiger mit Jauche. Auf diese Weise gewinne ich alle Jahr so viel Dung, als ich für

den kleinen Garten brauche. Der Mist von den wenigen Hühnern und Tauben, die ich halte, wird übrigens auch für den Garten verwendet.« Ja, sagte ich, das ist ein gefährlicher Handel! das hab ich einmal probirt und nie wieder. Beim Hühnermist kann man des Unkrauts gar nicht Herr werden, und der Taubenmist treibt die Pflanzen so in die Höhe, daß man sie nachher gar nicht brauchen kann. »Kann nicht klagen,« war die Antwort, »es kommt darauf an, wie man damit umgeht. Der Hühnermist wird bei mir das ganze Jahr gesammelt und auf einen besonderen Haufen im Misthof gelegt. Bei dem ersten warmen Wetter im Februar oder März wird er an einer sonnigen Stelle dünn ausgebreitet. Nach kurzer Zeit ist er mit einer Menge junger Unkrautpflanzen bedeckt. Nun wird er gewendet und bleibt wieder liegen bis wieder neue Pflanzen darin aufgekeimt sind. Nachher wird er mit Erde und Ofenruß vermischt, zusammengeschlagen und in den Garten gebracht. So bringe ich die Unkrautsamen weg, welche die Hühner fressen und die wieder von ihnen gehen, ohne ihre Keimkraft zu verlieren. Den Taubenmist dresche ich in halbangefüllten Säcken zu Staub, mische ihn mit $^2/_3$ durchgesiebter Erde und streue ihn so über die Beeten.«

Das leuchtete mir ein. Ich mußte dem Mann wieder Recht geben. Um aber nicht wieder in Streit zu gerathen und immer Unrecht zu behalten, ging ich von nun an lieber fragsweise zu Werk, und nahm, was er mir sagte, als eine gute Lehre dankbar an.

Im Garten selber sah es ganz anders aus, wie in unsern Gärten. Kein Kraut, keine Rüben und Saubohnen, keine Kartoffeln waren zu sehen; aber freilich auch keine Unkräuter und

keine verwilderte Hecken und hohe schattigen Bäume. Alles sah sonnig, luftig und reinlich aus. Längs den Häusern und Mauern lief eine schmale Rabatte hin, und der mittlere Raum war in drei Felder abgetheilt, wovon das eine fast ganz im Schatten der Häuser lag, das andere nur die Morgensonne, das dritte aber den ganzen Tag über vollen Sonnenschein hatte.

Nach dieser Lage waren auch die Gewächse ausgewählt, die auf den einzelnen Beeten angepflanzt waren. Ich sah mehrere darunter, die ich gar nicht kannte, und wunderte mich und fragte: Was man nur mit all' dem Zeug mache?»

»Darauf,« sagte der Nachbar, „kann ich genügend antworten, ich fürchte nur, daß Euch die Antwort langweilt, oder wohl gar verdrießt. — Ihr andern Bauern seyd alle zu genügsam, Ihr wollt Euch, wenn Ihr esset, nur den Magen füllen, wollt nur satt werden und seyd schon zufrieden, wenn Ihr Jahr aus Jahr ein Kartoffeln, Sauerkraut und Rüben habt, und seyd froh, wenn einmal an einem Fest- oder Kirchweihtag ein Braten an Euch kommt, und fragt nicht, wie er bereitet, oder gewürzt sey. — So genügsam bin ich nicht und so habe ich auch meine Kinder nicht erzogen. Ich will, daß jedes Gericht auch wohlschmeckend sey, und sehe es gern, wenn Frau und Töchter dafür sorgen, daß in jeder Jahrszeit mein ländlicher Tisch wohl bestellt wird. Wir können nicht theurer essen, als ihr andern, aber wir essen besser. Fast jeden Abend haben wir z. B. Brodwassersuppe. Das Brod ist aber so gut ausgebacken, die Suppe ist so sorgfältig bereitet, und bald mit dieser, bald mit jener wohlschmeckenden Wurzel, Kraut, oder einigen Zwiebeln so gut gewürzt, daß ich mich nicht scheuen darf, jeden wackern Mann

wenn er auch ein verwöhnter Städter ist, zu Gast zu laden. Wir essen, wie Ihr, den ganzen Sommer hindurch fast jeden Abend Salat; aber freilich andern. Der Eurige ist von der schlechtesten Art, der sich nicht schließt, grün und rauh bleibt und mit ein Bißchen schwachen Essig und riechendem Oel angemacht, ein gar kümmerliches Wesen ist. Ich ziehe den besten Forellen- und Prinzensalat, und weil ich das, was mein Vieh frißt, auch nicht verloren achte, so werden die äußeren Blätter abgenommen und nur die innern zartesten und nahrhaftesten auf den Tisch gebracht, mit selbst bereitetem sehr guten Obstessig und selbst gezogenem Mohnöl angemacht, und überdieß mit allerlei wohlschmeckenden Kräutern gewürzt. Eben so wird es mit dem weißen Kraut gehalten. Die äußern Blätter werden für das Vieh, die innern zartern nahrhafteren für uns eingesalzen. Während ihr euch mit Rüben und Kartoffeln behelft, fehlt es uns nicht an dem besten blauen und grünen Kohl, Rosen- und Spargelkohl und Spinat. Ich bemühe mich, mir die besten Sorten von allen diesen Gewächsen zu verschaffen, und pflanze sie mit Sorgfalt. Die edelste Pflanze nimmt nicht mehr Platz ein, und kostet nicht mehr zu erziehen, als die gemeinste, und bringt schon in der Rücksicht größern Gewinn, weil sie in kleinerem Maaße mehr Nährendes enthält, und man also mit weniger ausreicht. Auch will ich nicht verhehlen, daß ich es auf alle Fälle für gesünder, und selbst des Menschen für würdiger halte, wenn er wenig und kräftig ißt, als wenn er sich mit vielem nahrungslosen Zeug den Magen vollstopft.«

»Kraut, Rüben, Bohnen baue ich, wie Ihr wißt, in hinlänglicher Menge auf dem Feld. Für diese leicht gedeihenden

Pflanzen ist mir der enge Raum meines Gartens zu gut. Den bepflanze ich blos mit feinerem Gemüse, Wurzelwerk, etwas Zwiebeln und Gewürzkräutern.«

»Eben so halte ich es mit dem Obst. Aepfel, Birnen, Zwetschen, die zum Dürren und zu Obstwein bestimmt sind, baue ich an sonnigen Abhängen auf den Feldern; in dem Garten aber werden an diesen Spalieren und an den Pyramidenbäumen, längs dem Hauptweg nur die edelsten Obstsorten gezogen, die zu verschiedenen Zeiten reifen, und mich das ganze Jahr hindurch mit den besten Früchten versorgen. Mehr als ich für mich und die Meinigen und die Freunde, die uns besuchen, brauche, baue ich nicht. Diese wenigen Bäume zu pflegen und im Schnitt zu erhalten, ist gar nicht als eine Mühe, sondern als Erholung von der schweren Feldarbeit anzusehen, ist in wenigen Stunden abgethan und fällt in Zeiten, wo ohnehin der Pflug ruht.«

Ja, sagte ich, das klingt nicht übel, aber wer weiß denn mit all' den Dingen umzugehen, wer weiß, was man wegschneiden und stehen lassen soll? Auch habe ich mir schon von gescheuten Leuten sagen lassen, daß man mehr verderben, als gut machen könne, wenn man das Ding nicht aus dem Grund versteht! Einer kann aber doch auch nicht alles wissen.

»Das muthet kein verständiger Mann den andern zu. Die Leute sind am allerübelsten dran, die alles wissen und alles treiben wollen. Aber das soll jeder wissen, was zu seinem Gewerbe gehört. Des Bauern Gewerbe ist, Pflanzen und Thiere zu erziehen. Ihm kann man also zumuthen, daß er alle Pflanzen zu behandeln verstehe, die sein Boden zu tragen vermag, und die ihm und andern nützlich werden können. Ihr müßt

nur die Meinung aufgeben, daß nichts anders werden könne, als wie es von jeher war, und daß nur mit der Hände Arbeit etwas verdient werden könne. Sinn uud Verstand haben auch ihren Werth. Wer mit Verstand und Ueberlegung arbeitet, arbeitet mit halber Mühe und doppeltem Erfolg. Die Kenntnisse kommen aber nicht zu uns, wir müssen nach ihnen ausgehen, müssen genau zusehen, müssen fragen, und dürfen nie vergessen: daß kein Bauersmann auslernt. Uebrigens ist manches auch gar viel leichter zu erlernen, als man denkt. So ist namentlich die Veredlung und das Beschneiden der Obstbäume wahrhaftig kein Hexenwerk. Wer es recht versteht, kann einem, der es ernstlich erlernen will, die Grundsätze in kurzer Zeit beibringen. — Aehnliche Bewandtniß hat es mit der Behandlung anderer Gewächse, die man noch nicht aus längerer Erfahrung kennt. Die Pflanze belehrt den Aufmerksamen schon selbst, was sie zu ihrem Gedeihen bedarf. Es braucht doch wahrlich nicht viel Kopfbrechens, um gleich im Voraus einzusehen, daß z. B. tiefwurzelnde Gewächse, oder solche, die man nur um ihrer Wurzeln willen baut, auch einen tief gelockerten Boden fordern, und in Gartenfeldern, die nur einige Zoll tief umgeschaufelt, oder umgehackt sind, verkümmern und einen elenden Ertrag geben müssen; daß kleine Samenkörner nicht so tief unter die Erde kommen dürfen, als große; daß kleine, oder schlank aufwachsende Pflanzen näher stehen dürfen, als größere Gewächse, deren Stengel viele Zweige treiben! Selbst das ist aus dem äußern Ansehen vieler Pflanzen abzunehmen, ob sie feuchten oder trockenen Boden, Schatten, oder Sonne fordern. Wer darin einiges Geschick erlangt hat, braucht daher keineswegs für jede Pflanze,

die er etwa zum erstenmal bauen will, eine besondere Anweisung. Man fehlt freilich im Anfang, aber die Fehler selber belehren, wenn man sie zu benützen versteht.«

»Mein Garten ist gewiß nicht groß, und doch könnt ihr mir glauben, daß alles darin wächst, was wir brauchen und was der rauhere Boden des Ackerfeldes nicht liefern kann. Jedes Eckchen hat aber auch seine Bestimmung, jedes Beet wird alle Jahre zwei, dreimal, oft viermal bepflanzt und -- wenn ich mich recht besinne, so glaube ich behaupten zu können, daß im ganzen Garten nicht eine einzige Pflanze sey, die nicht ihren wesentlichen Nutzen gewähre, und, wenn nicht zu des Lebens Nothdurft, doch zu des Lebens Annehmlichkeiten beitrage, oder als bewährtes und jeden Falls unschädliches Heilmittel mancher schweren Krankheit vorbeuge.«

»Ihr denkt vielleicht, die Einfassungen der Felder seyen nur zur Zierde da? Aeußere Zier ist mir zwar auch lieb, und ich bin der Meinung, man dürfe eben sowohl für das Auge, als für den Gaumen sorgen, mit diesen Gewächsen werden aber doch mehrere Absichten zugleich erreicht. Es sind lauter Gewürzpflanzen: Lavendel, Pimpinellen, Saturei, Ysop, Quendel, Majoran, Salbei und Melissen. Selbst die hohen, gelben und weißen Blumen dort an der kleinen Rebenlaube sind nicht umsonst da. Es sind Wollblumen, Eibisch, und zur Einfassung römische Chamillen und geben einen vortrefflichen Thee.«

»Die Gartenfelder selbst suche ich dadurch zu einem größern Ertrag zu bringen, daß ich sie in jedem Sommer mehr als einmal, oder doch zu mehreren Gewächsen benütze. Ich pflanze sie so zusammen, daß immer eins das andere schützt, oder we-

nigstens nicht im Wachsen stört, und lasse sie so nach einander folgen, daß immer durch die Behandlungsweise der vorhergehenden Pflanze der Boden für die nachfolgende vorbereitet wird. Welche am besten zu einander passen, und wie sie am besten auf einander folgen, will ich euch gerne auseinander setzen, wenn ihr wieder einmal zu mir kommt. Jetzt aber muß ich in den Stall. Es ist Zeit zum Füttern. Da muß ich immer dabei seyn, damit nicht das geringste versehen werde und keiner die Schuld auf den andern schieben kann; und auch schon deshalb, um meinen Kindern zu zeigen, für wie wichtig ich dieses Geschäft halte, um sie in Zukunft an gleiche Pünktlichkeit zu gewöhnen.«

Damit sagte mir der Mann guten Abend und ging seinem Geschäfte nach. Ich aber stand noch lange sinnend in seinem Gärtchen und allerlei Gedanken gingen mir durch den Kopf und machten mir das Herz schwer. Ich konnte nicht glauben, daß wir Andern jemahls zu dem gesicherten Hausstand und dem stillen Seelenfrieden gelangen könnten und mußte doch zugeben, er habe dieses schöne Ziel auf denselben Wegen erreicht, die auch uns offen stehen; wenn wir den Muth haben, sie zu betreten und zu verfolgen.

Hopfenbau.

Es mögen jetzt 6 oder 8 Jahre sein, daß ich einmal gegen das Ende des Winters mit einer Fuhre Holz aus unserm Gemeindswald zurückkehrte. Es war schon später Abend, als ich hinter dem Kirchhofe den steilen Felsenweg herunter fuhr. Da hör' ich Gebüsche und Bäume fallen, und Wurzeln krachen und Steine rasseln, daß mir ganz unheimlich zu Sinne wurde. — Wie ich genauer hinsehe, finde ich meinen Nachbar Otto und seine zwei Söhne in voller Arbeit. — Begierig zu erfahren, was er wieder Neues und Wunderliches vorhabe, gebe ich meinem Buben die Peitsche und weise ihn an, wie er vorsichtig den Hohlweg vollends hinunter fahren solle und winde mich mühsam durch die Haselbüsche durch bis zu des Nachbars Arbeitsplatz.

Auf meinen Gruß und meine Frage, was in aller Welt denn aus diesem kleinen abgelegenen Fleck werden solle, der nie etwas anders als Haselnüsse und Brennesseln getragen habe, mußte ich mit Erstaunen hören, daß das zu einem Hopfengarten bestimmt sei.

Mich dauerte des Mannes verlorne Mühe. Ich konnte nicht lassen, ihn daran zu erinnern, daß ja der Hopfen nur in weit entlegenen Ländern, in Baiern, Böhmen, im Frankenlande gebaut werden könne, aber wahrhaftig nicht hier in unsern Bergen! Er hörte aber gar nicht auf meine Rede, bis die letzten Büsche, an denen er eben war, gefallen und die Wurzeln, an denen die Söhne gruben, herausgenommen waren. Dann legte

er die Axt weg, griff nach seiner Jacke, wischte sich den Schweiß von der Stirn und reichte mir mit den Worten die Hand: »Nun ist das Tagwerk beendet, nun ist es Zeit darüber zu reden. — Ihr habt Recht, es wird bei uns kein Hopfen gebaut; aber Ihr irrt, wenn ihr glaubt, daß er nicht gebaut werden könne! Seht Euch um! Wächst er nicht im ganzen Thal, an allen Abhängen, an Hecken und Waldrändern wild? — Was aber wild wächst, kann gewiß auch künstlich gezogen und durch naturgemäße Pflege veredelt werden. Der Platz, auf dem wir stehen und den Ihr so gering achtet, ist ganz zum Hopfengarten gemacht! — Auf dem sanften Vorsprunge, den er am Ausgange jener Schlucht bildet, hat sich seit langer Zeit ein Vorrath guter Erde angehäuft, trocken und sonnig ist die Lage auch. Das ist alles, was der Hopfen braucht.«

Dagegen war nicht viel einzuwenden, aber daran mußte ich doch mahnen, daß ihm die Anlage noch ein schönes Stück Geld kosten würde und daß er am Ende den Hopfen nicht verkaufen könne, wenn er auch so glücklich sein sollte, welchen zu ziehen!

»Ich will kein Geld für die Anlage ausgeben, ich will aber auch keins für den Hopfen einnehmen!« war des Mannes ruhige Antwort.

Er mochte bemerken, daß ich ungläubig den Kopf schüttelte und ließ sich daher im Weitergehen noch also vernehmen.

»Im Acker und Garten ist jetzt noch nichts zu thun. Der Boden ist zu naß. Das Wenige, was an den Wiesengräben auszubessern war, ist gestern Abend beendigt worden; der Knecht ist mit den Ochsen in den Wald gefahren Holz zu holen. Ich und meine Söhne hatten nichts Dringendes zu thun, wir können

uns also die Arbeit, die wir heute verrichtet haben, nicht hoch anschlagen. Solche ganze und halbe Tage giebt es im Lauf des Frühjahrs noch mehrere. Morgen fangen wir an, unsern neuen Hopfengarten zu rotten und verwenden dann in der nächsten Zeit jede freie Stunde an diese Arbeit, bis sie vollendet ist. Auch eilt das nicht. Man legt die Hopfenfechser nicht vor Anfang des Monat Mai. Bis dahin sind wir gewiß fertig. Groß wird der Garten nicht; der Boden ist tiefgründig, thonig und fruchtbar; die Hopfen können tüchtig treiben; ich werde sie daher 6 Fuß von einander in gleichseitige △ pflanzen und ihnen 25—30 Fuß lange Stangen geben. Ich brauche also wenige Fechser und wenige Stangen. Nach meiner vorläufigen Berechnung gegen 40 Stück. Was ich dafür ausgebe, soll alles Geld sein, was mich der Hopfengarten kostet.

Alles recht! Aber wer kauft Euch den Hopfen ab und was gilt er? fuhr ich ungeduldig heraus.

»Hier sucht freilich niemand Hopfen und kein Hopfenhändler wird herreisen, mir die 30—40 Pfund abzukaufen, die ich, wenn es gut geht, erndten kann. Auch ist der Hopfen, wie ich mir sagen lasse, so wohlfeil, daß wenig mehr dabei zu profitiren ist. Ich will aber nichts daran profitiren. Ich will ihn gar nicht verkaufen, ich will ihn selber verbrauchen; ich will Bier brauen.«

Das war mir doch zu arg! Ein Bauer Bier brauen! hier im Dorf, wo noch nie Bier gebraut worden ist! Ich sagte lachend gute Nacht und ging meiner Wege.

Wie ich am andern Morgen in's Holz fuhr und den Nachbar noch unter seiner Stallthüre stehen sah, dachte ich, er wäre

über Nacht auf gescheutere Gedanken gekommen und habe das Ding aufgegeben; wie ich aber den Hohlweg hinter dem Kirchhof hinauffuhr, hörte ich wahrhaftig seine Söhne an dem künftigen Garten arbeiten. — Begierig zu sehen, wie so etwas angefangen werde, förderte ich meine Arbeiten im Walde — wir gruben Stöcke — so sehr ich konnte, und kehrte zurück, bevor es dunkel wurde.

Jetzt war der Vater auch da. So mühsam die Arbeit schien, so war sie doch schon ein gutes Stück vorgerückt. »Es kommt viel darauf an, wie man das Werk angreift« — meinte der Alte — »nothwendig aber ist es, daß die Erde auf 3 Schuh tief so vollkommen umgewendet werde, daß die obere gute Erde unten und die untere rohe Erde obenhin zu liegen kommt, denn die Wurzeln dringen sehr tief ein und können natürlich nur mit ihren äußersten Spitzen Nahrung aufnehmen, nicht mit den Aesten und Stämmen, daher man gleich bei der Anlage für die Nahrung der spätern Zeit sorgen muß.«

Es ging übrigens dabei her, wie ich wohl sonst schon in Weinbergen oder auch einmal in Gärten vornehmer Leute gesehen hatte.

Sie stachen am untern Rande des Hopfenfeldes einen Graben aus, der 3 Fuß tief und etwas über 2 Fuß breit sein mochte. Die Erde legten sie zur Seite des Garten. Der Graben wurde mit dem Reißholz von dem gestern abgehauenen Gesträuch etwa 1 Fuß hoch ausgefüllt und dann dicht daneben ein eben so tiefer und breiter Graben angelegt, von dem die oberste Erdschichte unmittelbar auf das Reißholz zu liegen kam, die zweite mit der Haue gerade herüber gezogen und die dritte

unterste Schichte mit der Schaufel ausgeschöpft und oben drauf gelegt wurde.

So:

3	1
2	2
1	3

Auf diese Weise wurde ein Graben nach dem andern ausgestochen und ausgefüllt. Der letzte, am obern Rande des Feldes, mußte natürlich offen bleiben; den wollen sie aber mit der auf die Seite gelegten Erde aus dem ersten Graben ausfüllen, was ich ganz gescheut finde.

Im Heimgehen sagte der Nachbar mit gewohnter Kaltblütigkeit: »Ihr habt mich gestern ausgelacht, wie schon so oft. Es thut mir nichts; ich bin dagegen abgehärtet und mit Geduld gewaffnet. Ich will mich nicht scheuen, auf die Gefahr hin noch einmal ausgelacht zu werden, Euch meine Gedanken über die Sache unverholen mitzutheilen.«

Das war mir recht. Ich war begierig, was er vorbringen würde und — jetzt schäme ich mich freilich, es zu sagen — wie ich mich Abends mit meinen Leuten über ihn lustig machen könne.

„Ihr wißt, daß ich keinen Branntwein trinke, und auch meinen Söhnen nur bei besondern Veranlassungen, wenn sie viel in der Nässe und Kälte arbeiten müssen, nur wenig zu trinken erlaube. Für solche Fälle habe ich immer einige Flaschen Bittern im Schränkchen stehen. Kaffee kommt auch keiner in mein Haus. Kaffeewicken riechen mir zu garstig. Ich esse jeden Morgen Suppe mit den Meinen. Guten Wein kann und will ich nicht bezahlen und schlechten — mag ich nicht. Aepfelwein be-

reiten wir freilich und zwar vom besten; auch habe ich ihn neuerdings so behandeln lernen, daß er sich mehrere Jahre hält, klar bleibt und immer besser wird. — Es ist wahr, es ist ein herrlicher, lieblicher Trank! Wohlschmeckend, kühlend, labend. Indessen nährt und wärmt das Ding nicht. Was hat man davon? — Es ist am Ende doch nur eine Leckerei, obgleich eine unschuldige. Ein recht passender Trank für den Bauersmann muß, meines Dafürhaltens, ohne Schwierigkeit selbst bereitet, oder in der Nähe und wohlfeil angekauft werden können. Er muß, mäßig genossen, nicht schädlich und nicht leicht berauschend sein. Er muß nähren und nach ermüdender Arbeit den Körper laben und wahrhaft stärken, nicht, wie der unselige Schnaps, für den ersten Augenblick aufreitzen und betäuben, und dann Körper und Geist um so schmählicher schwächen.«

Der Nachbar hatte Lust, noch ärger loszuziehen, denn wenn er auf das Kapitel vom Branntweintrinken kommt, kann er des Predigens gar nicht satt werden. Er merkte aber, daß mich das Ding verdroß. Ich bin zwar kein Trinker, aber ich trank doch damals, wie jeder andere auch, meinen halben Schoppen. Er hustete also einmal, nahm den Karst auf die andere Schulter und lenkte ein:

»Alle hier aufgezählten guten Eigenschaften hat gutes Bier. Es kann überall bereitet werden, wo man Waitzen oder Gerste, Hopfen und weiches Wasser *) hat. Bei dem jetzigen Preis

---

*) An weichem Wasser fehlt es keinem Dorfe, welches an einem langsam fließenden Flusse oder Bache liegt, oder in der Nähe einen Fischweiher oder auch nur einen Brandweiher hat. Denn auch das härteste Wasser wird weich, wenn es längere Zeit stille steht und von der Sonne beschienen wird.

der Früchte und des Hopfens kommt die Maaß Bier noch nicht auf 2 kr. zu stehen. Das Brauen ist auch kein Hexenwerk. Wer gewohnt ist, seine Arbeiten mit Bedacht und Sorgfalt zu verrichten, kann auch das erlernen. Welcher Bauer hat vor 30 bis 40 Jahren Branntwein gebrannt und wie viele brennen jetzt? Gutes Bier ist nährend, stärkend, der Gesundheit durchaus zuträglich, und nur im Uebermaaß genossen, betäubend oder schädlich. — Nur Eins ist schwierig! Es läßt sich nicht gut ganz im Kleinen bereiten. Deswegen wünsche ich mehrere unserer Nachbarn für meine Meinung zu gewinnen, und wenn wir unsern Hopfenbau etwas erweitert haben, eine gemeinschaftliche Brauerei zu Stande zu bringen.«

Das kostet entsetzlich viel Geld, wandte ich ein, wir haben alle Hände voll zu thun, uns aufrecht zu erhalten und die Steuern zu zahlen — und dann — was werden die Brenner sagen?

»Die Brenner, deren wir glücklicherweise noch nicht mehr als zwei im Dorfe haben, wovon der Eine sein eigener bester Kundsmann ist, die hoffe ich zu überzeugen, daß es vortheilhafter für sie sei, zu brauen als zu brennen; und viel Geld soll die Sache nicht kosten. Ihr kennt den Hinterbau meines Hauses, den ich gleich Anfangs, wie ich hierher kam, mit gutem Bedacht stehen ließ und bisher zur Aufbewahrung von allerlei Vorräthen benutzte. Der hat dicke, steinerne Mauern, ist überwölbt und hat eine schattige, kühle Lage; der ist wie ausdrücklich zu einem Brauhaus gemacht. Brauen kann ich selber. Ich bin als Soldat lange in Bamberg in Cantonirung gelegen und war bei einem Braumeister einquartirt. Während nun die Cameraden

in der Stube saßen und das herrliche Bier tranken, blieb ich im Brauhaus und lernte es machen. Ich half, wo ich konnte, fragte genau nach Allem, was mir nicht von selbst einleuchtete und zeichnete mir in der Schreibtafel das Wesentlichste auf, was beim Malzen, beim Sieden und Abkühlen des Biers zu beobachten ist, wie man es aufbewahren muß und wie viel Malz und Hopfen zu einer gewissen Menge Wasser genommen werden müsse, um starkes und dauerhaftes Bier zu erhalten.«

Ihr gedenkt also die Landwirthschaft ganz aufzugeben und Euch künftig blos an das Bierbrauen zu halten. Wir, meint Ihr, sollen trinken, was Ihr braut, und Euch den Profit in den Beutel jagen! Eine saubere Geschichte!

»Wie doch der beste Mann, wenn er heftig wird, immer irrt und im Irrthum Unrecht thut! Ihr seid auf ganz falscher Spur. Auf diese Weise erworben, würde mich Euer Geld bald arm machen. Nichts verträgt sich besser als Ackerbau und Brauerei. Das beste Bier wird in den Wintermonaten gebraut, wenn auf dem Felde nichts zu thun ist, und das beste Mast- und Milchfutter — nährender und gesünder als Branntweinspülicht — sind die Trebern, die von dem ausgesottenen Malz übrig bleiben. Sie sind der Gewinn, auf den ich ausgehe, sie geben mir Futter und Dung und der ist mir nicht um Geld feil, das wißt Ihr wohl.«

Nichts für ungut, Nachbar, sagt' ich, das sind schöne Redensarten, auf die gebe ich nicht viel! Ihr wollt ja doch Euer Bier verkaufen, und wer soll es denn zahlen, als wir?

»Ich will kein Bier verkaufen und Ihr sollt auch nichts zahlen. Sobald meine Braustätte fertig ist, rechne ich Euch allen deutlich

und ehrlich vor, wie viel Gerste und Hopfen zu einer Ohm des besten haltbaren Biers erforderlich ist, und wie viel Holz bei einem Gebrau verbrannt wird. Wer von Euch Bier will, meldet sich vor Weihnachten, bringt mir Gerste, Hopfen und Holz; kriegt im Frühjahr sein Bier und hat den ganzen Sommer einen gesunden, nährenden und wohlfeilen Trunk im Hause und vergißt die Wirthsstube. Welche große Wohlthat aber das für den Ackerbau, für den Hausstand und für Weib und Kind eines Mannes werden kann, das überlegt nur für Euch selbst und sagt mir gelegentlich Eure Meinung.«

Unter solchen Reden waren wir in das Dorf herunter gestiegen. Wir gingen schweigend auseinander, Jeder an seine abendlichen Verrichtungen. Ich hätte zwar noch mancherlei einzuwenden gehabt, aber — ich weiß nicht, wie es der Mann anfängt — Otto schließt seine Unterredungen immer mit so ernstlichen, bedeutsamen Worten, daß man nachdenklich von ihm geht und an den eigenen bisherigen Ansichten irre wird. Ich mußte in den folgenden Tagen immer an seine Rede denken! So oft ich zerlumpte Kinder für den Vater Branntwein holen sah, so oft ich in einem Haus Zank und Streit hörte, so oft ich einen Betrunknen aus dem Wirthshaus heimtaumeln und ihn mit den üblichen Schimpfworten von den Seinen bewillkommen sah, dachte ich daran.

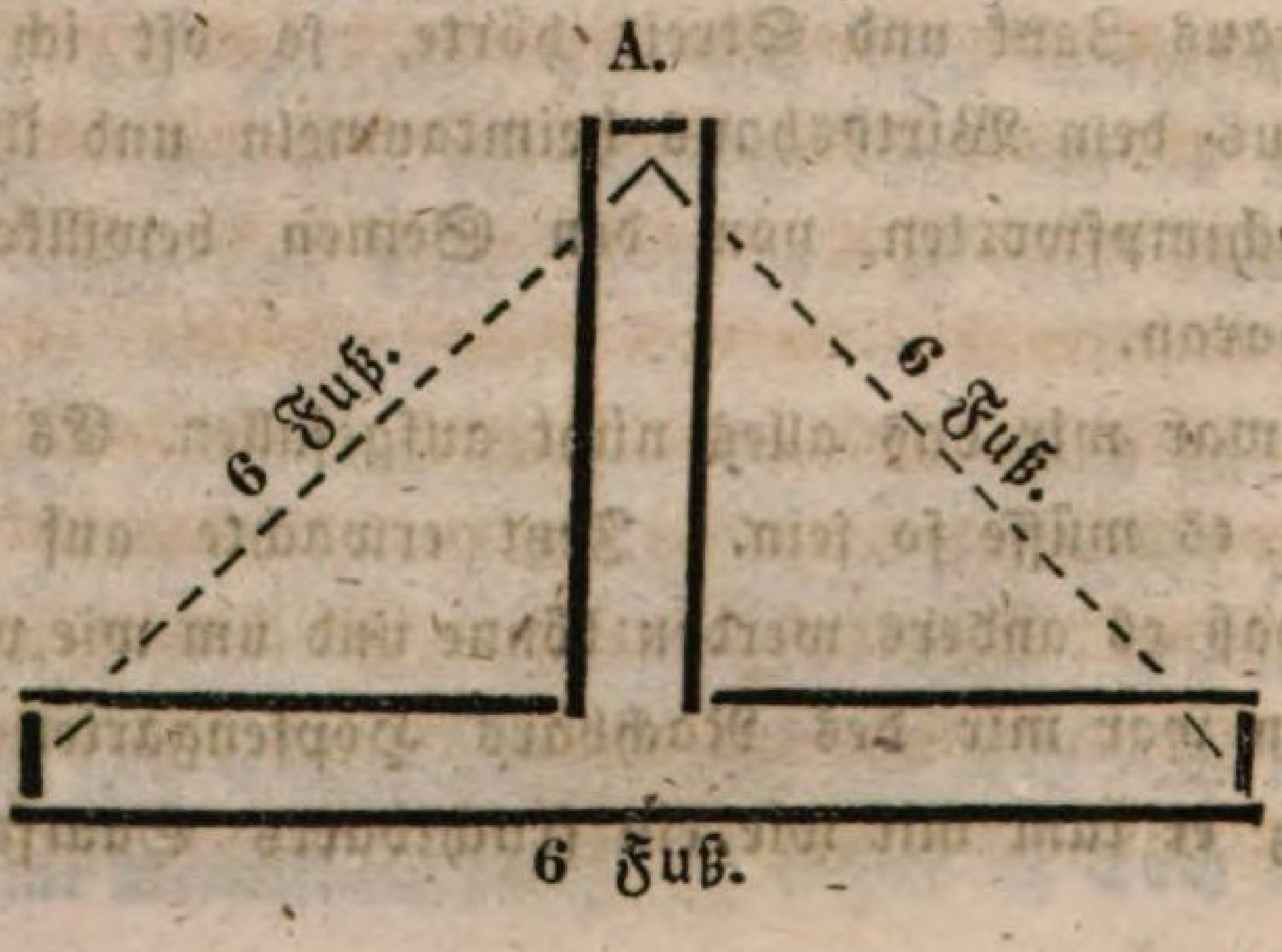
Bisher war mir das alles nicht aufgefallen. Es war so und mir schien, es müsse so sein. Jetzt erwachte auf einmal der Gedanke: daß es anders werden könne und um wie vieles besser! Von jetzt an war mir des Nachbars Hopfengarten nicht mehr gleichgültig; er kam mir wie ein fruchtbares Saatfeld vor, in

das man nur wenige Körner streut und eine reiche Erndte erwartet.

Ich nahm mir vor, mich über die Anlage des Gartens und die Behandlung des Hopfens genau belehren zu lassen, und wenn die Sache guten Fortgang habe, was mir freilich noch sehr zweifelhaft schien, in den nächsten Jahren ebenfalls einen schicklichen Fleck zu Hopfen auszusuchen.

Im April ließ Otto 4 Karren Dung in seinen Hopfengarten bringen, sogleich breiten und mit dem Karst ½ Fuß tief unterhauen; sagte mir aber, daß nur das erstemal so viel erforderlich sei, um es den jungen Pflanzen ja nicht an Nahrung fehlen zu lassen, und daß er alle zwei Jahre nur 2 Karren brauche.

Gegen das Ende des Monats sah ich ihn mit großer Genauigkeit die Plätze abstecken, an welche die Hopfen gepflanzt werden sollten. Er sorgte dafür, daß die Hauptreihen von Mittag gegen Mitternacht zu liegen kamen und steckte die erste Reihe, 3 Fuß von der Grenze entfernt, nach der Schnur ab. Die übrigen Stellen fand er aber durch ein Setzholz, welches diese Form und Größe hatte



und von Reihe zu Reihe gelegt, an der Spitze bei A aber immer ein kleiner Pfahl eingesteckt wurde. Ich half selber abstecken und hatte meine Freude daran, nach schnell vollendeter Arbeit die Pfähle ganz regelmäßig so vertheilt zn finden:

o o o o o o o o o
o o o o o o o o
o o o o o o o o o
o o o o o o o o
o o o o o o o o o

doch meinte ich, sei das wohl nur eine Spielerei, nur des schönen Aussehens wegen.

Otto belehrte mich aber, daß dadurch die Bearbeitung erleichtert und die Hopfenstöcke gegen Verletzung geschützt würden, wenn etwa der Wind eine Stange umreiße. Die Hauptsache sei aber, daß die Sonne vom Aufgang bis zum Untergang, in allen Tagesstunden, zwischen alle Reihen der Stangen hinein scheinen, den Boden austrocknen und den untergegrabenen Dünger, wie man zu sagen pflege, »destilliren« könne, welches auf den Wohlgeruch und den Gewürzgehalt des Hopfens eben so großen und unverkennbaren Einfluß habe, als auf den Wein.

In den ersten Tagen des Mai wurden die Fechser eingelegt. Fechser heißt man, wie mir Otto erzählte, in den Hopfenländern die untersten Enden der Ranken, die alle Jahre zuwachsen und jedesmal im Frühjahr, dicht über dem Wurzelstock abgeschnitten werden müssen. Die besten, auf deren Wachsthum man am sichersten rechnen kann, sind einen starken Daumen dick, 4 bis 5 Zoll lang und an beiden Enden mit vielen Augen besetzt.

Otto nahm mich mit in den neuen Hopfengarten, wie er die Fechser einlegen wollte. Wir machten auf der rechten Seite eines jeden Pfahles mit der Haue eine kleine Grube, die etwa 4 — 5 Zoll tief und 6 — 8 Zoll weit war. In jede dieser Gruben stellten wir 3 Fechser so auf, daß sie sich oben zusammen neigten und unten wie ein Dreifuß von einander standen. Mit der linken Hand hielten wir die Fechser in dieser Richtung und mit der rechten brachten wir zerkrümmelte Erde dazwischen, bis sie vollkommen fest stunden und nirgends eine Lücke offen blieb. Das, sagte Otto, sey nothwendig, damit die Wurzeln bei trockenem Wetter nicht verdorrten und bei Regen nicht faulten; welches, wenn man die Sache genau überlegt, auch wohl wahr seyn mag. Die so gesetzten Wurzeln bedeckten wir zuletzt einige Zoll hoch mit lockerer Erde und damit war die Sache in einigen Stunden abgethan. Mir that von dem vielen Bücken das Kreuz weh, sonst hatte ich nichts dagegen einzuwenden. Otto lachte mich aber aus und erzählte mir im Heimgehen, daß jetzt in diesem ganzen Sommer nichts mehr zu thun sey, man müßte denn etwa gegen das Ende des August die jungen Ranken, die bis dahin vielleicht 12 — 18 Fuß lang geworden, um die kleinen Pfähle herumwickeln und den Boden aufhacken wollen. Nöthig sey aber das nur, wenn viel Unkraut aufwachsen sollte, das vor der Reife seines Saamens zerstört werden müsse. Im späten Herbst, fügte er noch hinzu, werde er die jungen Stöcke 4—5 Zoll hoch mit Erde bedecken und damit sey die Arbeit für dieses Jahr beendigt.

So wenig auch im ersten Jahr in des Nachbars Hopfengarten zu thun war, so mancherlei gab es doch in den folgenden Jahren zu besorgen.

Otto, froh, einen zu haben, der Etwas lernen wollte und vielleicht mit der Zeit selber einen kleinen Hopfengarten anlegte, ruhte nicht, bis ich ihm versprach, einmal einen ganzen Sommer alle Arbeiten mitzumachen.

Es war ein schöner warmer Tag, zur Zeit der Gerstensaat, als ich etwas früher wie gewöhnlich vom Felde zurückkehrte und von Otto an mein Versprechen erinnert wurde.

»Nach allen Anzeigen,« sagte er, »haben wir keine harten Fröste mehr zu fürchten, ich will daher diese freie Stunde vor Mittag noch benützen und in Gottes Namen meinen Hopfen aufdecken. Den Tag über trocknet die Erde schön ab und vor Abend kann ich ihn schneiden.«

Jeder Hopfenstock war mit einem 2 Fuß hohen Erdhaufen bedeckt, den wir mit dem Karst sorgsam von der Seite wegnahmen und gleichförmig ausbreiteten, ohne die Wurzeln oder Stöcke zu verletzen.

Die vorjährigen Ranken waren dadurch bis auf den Wurzelstock entblößt worden. Sie hatten eine Menge junger Triebe, die wie Federspulen hervorstanden, deren Dicke, Länge und Farbe sie auch hatten.

Abends wurde geschnitten. Der Nachbar hatte dazu sein Gartenmesser, mich hieß er eine gute Sichel mitnehmen und einen Schleifstein, indem die Werkzeuge immer scharf sein müßten und, so weich auch die Hopfenwurzeln seyen, doch sehr schnell stumpf würden.

Otto zeigte mir, wie ich die Erde mit der Hand noch etwas aufgraben und die Ranken mit dem Wurzelende bis an die untersten ganz gesunden Augen, die ich finden könne, mit einem

raschen schrägen Zug von unten nach oben abschneiden solle. Alle Wurzeln, die nach der Seite ausliefen und wenige Zoll unter der Erdoberfläche sich oft weit ausbreiteten, nahmen wir auch weg. Otto nannte sie Thauwurzeln und sagte, wenn man sie lasse, so machten sie Seitentriebe, die dem Hauptstocke die Nahrung wegnehmen, was ich ihm einstweilen glauben mußte, weil ich selber noch ganz unerfahren in der Sache war. Nachdem wir alle Stöcke auf die oben beschriebene Weise geschnitten und von den Thauwurzeln oder Ausläufern gesäubert hatten, deckten wir sie einige Zoll hoch mit Erde zu, welches jedenfalls vor Nacht geschehen mußte, um die stark verwundeten Wurzelstöcke gegen den Frost, der etwa eintreten könnte, zu schützen. Otto mochte wohl merken, daß mir das überflüssig vorkam und daß ich wieder anfing, des Bückens müde zu werden; denn, indem er sich vom Boden aufrichtete und sein Messer rein machte, sagte er mit gewohntem ruhigen Ernst: »Ihr werdet mich wieder auslachen! Aber ich scheue mich nicht, Euch zu sagen, ich habe meine Pflanzen lieb und halte mich verpflichtet, Alles für sie zu thun, was ihr Verderben abwenden und ihr Gedeihen fördern kann. Das ist mein Beruf als Bauer und Gärtner! Wenn ich den ganz erfülle, dann darf ich ihr weiteres Fortkommen Gott anheimstellen. Wachsen sie fröhlich auf und bringen eine reiche Erndte, so kann ich mich von ganzem Herzen freuen, denn ich habe meinen Theil redlich dazu gethan, und verkümmern sie, so kann ich mich trösten, denn ich habe nichts versäumt.« — So schieden wir am dunkeln Abend von einander. Er wartete noch, bis seine jüngste Tochter kam, die er heraus bestellt hatte, die abgeschnittenen Fechser mit den jungen Sprossen zu holen,

aus denen sich, wie er sagte, ein gar wohlschmeckendes Gemüß bereiten lassen sollte; ich aber ging in ernsten und frommen Gedanken dem Dorfe und der Heimath zu. Ich kam auf einmal zur Einsicht, welch ein schöner Beruf doch der des Bauers sey, dem es mehr wie allen andern Gewerbsleuten vergönnt ist, die Natur in ihren Schöpfungen, in ihren Segnungen gleichsam zu unterstützen! Ich sah mein Geschäft nicht mehr wie ein mühevolles, lästiges Tagewerk an! Es kam mir veredelt, erhaben, ja geweiht vor! Es war mir still heiter zu Sinne, wie einem fröhlichen Kinde, dem die Mutter ruft: „Komm mit, ich will das und das schaffen und du darfst mir helfen!" — An diesem Abend hat mir der Nachbar Unrecht gethan! An diesem Abend habe ich ihn wahrhaftig nicht ausgelacht und nachher nie wieder! — Ich war ein ganz anderer Mensch geworden.

Es mochten vierzehn Tage oder drei Wochen vergangen seyn, als mich Otto in den Garten rufen ließ, um ihm die Stangen stecken zu helfen. Er brachte ein starkes Stoßeisen mit und hatte schon gestern durch einen seiner Söhne die Stangen, die wir brauchten, frisch spitzen und alle, in ihrer ganzen Länge über einem flammenden Feuer tüchtig erhitzen lassen, um die unter der Rinde verborgenen Eier und Maden von allerlei dem Hopfen schädlichen Insecten zu vernichten, welches, nach seiner Meinung, nie versäumt werden sollte.

Die Löcher zu den Stangen wurden, um die Wurzeln zu schonen, einen Fuß von dem Hopfenstock entfernt, in der Richtung der Reihen gegen 3 Fuß tief eingestoßen, die Stangen gesteckt, ordentlich gerade gerichtet und die Erde rings herum mit dem Hackenstiel fest gestoßen. — Da Otto darauf sieht, ganz gerade,

gleich lange Stangen von Tannenholz zu bekommen, und der festgetretene Boden gleich wieder aufgelockert und geebnet wurde, so hatte der kleine Garten nach vollendeter Arbeit wirklich ein gar nettes und wohlgeordnetes Aussehen.

Zum Verwundern schnell wuchsen die jungen Triebe bei warmem, trockenem Wetter heran.

Kaum waren acht Tage vergangen, so mußten sie an die Stangen angeheftet werden, um sie nicht vom Winde beschädigen zu lassen. Wir ließen jedem Stock nur 3 Reben und wählten nicht sowahl die längsten, als vielmehr die stärksten und kräftigsten aus, und hefteten sie mit Binsen etwa einen Fuß hoch über der Erde so an, daß sie sich von der Linken zur Rechten um die Stange winden konnten, welches, nach Otto's Ausdruck, »der natürlichen Neigung dieser Pflanze angemessen ist.« — Wie die Ranken 10 — 12 Fuß hoch geworden waren, wurde diese Arbeit zum zweitenmal, und wie sie die ganze Höhe der Stangen erreicht hatten und zum Theil wieder herunter hingen, wurde sie, kurz vor der Blüthezeit, zum drittenmal wiederholt. — Zugleich rissen wir alle spätere Wurzeltriebe aus und brachen die Seitenzweige an den Ranken bis auf eine Höhe von 7 bis 8 Fuß mit einem raschen Druck des Daumen nach der innern Seite ab, welches am schnellsten geht und die Ranken nicht verletzt. Otto litt nicht, daß auch nur die kleinsten, einige Zoll langen Triebe übersehen wurden. »Man müsse immer den eigentlichen Zweck vor Augen haben,« sagte er, »der sey hier: alle Nahrungssäfte, welche die Wurzeln aus der Erde aufnehmen, für die fruchttragenden Ranken aufzusparen. Lasse man die Seitentriebe aus Nachläßigkeit 4 — 5 Fuß lang werden, so

werde der Zweck verfehlt und die gleiche Arbeit habe man am Ende doch.« Die von der Spitze der Stangen niederhangenden Ranken und die obern Seitentriebe, welche eigentlich die meisten Früchte tragen, wurden um die Stange geschlungen und ganz leicht geheftet, damit sie nicht vom Winde abgeschlagen werden oder sich an die nächststehenden Stangen anhängen möchten, welches später die Erndtearbeiten erschwert und Verlust an Zeit und Früchten herbeiführt.

Alle diese Beschäftigungen machten uns in der That keine Mühe. Sie forderten mehr Sorgfalt als Anstrengung. Man konnte sie recht gut in einigen Abendstunden verrichten und dabei von der schweren Feldarbeit ausruhen.

Mühsamer ist die Bearbeitung des Bodens selber, der, nach Otto's Versicherung, den ganzen Sommer über von Unkraut rein, locker und offen erhalten werden muß, wenn man vielen und guten Hopfen erndten will.

Das Erstemal wurde der Garten bei trübem Himmel, der Regen vermuthen ließ, einige Tage nach dem ersten Heften, mit dem Karst umgehauen, damit die Feuchtigkeit desto tiefer eindringen könne; das Zweitemal wurde die Erde in der Richtung, wie die Hopfenstöcke und Stangen stunden, 1 — 1½ Fuß hoch in Reihen angehäuft und das Drittemal diese Reihen in der Mitte so getrennt, daß jeder Hopfenstock einen Erdhaufen von 2 Fuß Höhe erhielt. Die beiden letzten Arbeiten wurden nach dem zweiten und dritten Heften vorgenommen. Otto wartet gerne einen durchbringenden, gedeihlichen Regen ab und geht daran, wenn die Erde wieder so weit abgetrocknet ist, daß sie ohne Schaden bearbeitet werden kann, denn er ist der Meinung,

alles Häufeln (auch bei Kraut, Kartoffeln u. a. Pflanzen) habe keinen andern Zweck, als die Erde, welche zunächst die Wurzeln umgiebt, gegen Austrocknung während der Sommerhitze zu schützen, welcher also um so sicherer erreicht werde, wenn man sie im feuchten Zustande anhäufe. Bliebe aber der Regen zu lange aus, so sei es freilich immer noch besser, die Erde trocken anzuhäufen, als gar nicht.

Alle diese Arbeiten werden, nach Otto's Erfahrungen, im schweren Boden am besten mit dem Karst verrichtet, obgleich die fränkischen Hopfenbauer eine eigene Art sehr großer und breiter Hauen dazu haben, die für den leichten Sand sehr wohl geeignet, in thoniger bindender Erde aber nicht anwendbar sind.

Zugleich mit dem Hafer fing auch der Hopfen an zu reifen. Die Früchte waren kleiner, als an den wilden Pflanzen in den Hecken, hatten aber einen weit stärkern, mehr gewürzhaften Geruch und waren zwischen den Schuppen ganz mit kleinen goldgelben Fettkügelchen angefüllt, die eben jenes Oel enthalten, welches gutem Biere Wohlgeschmack und Haltbarkeit giebt.

Die Hopfenerndte war bei dem Umfange von Otto's Garten und bei der Art, wie er sie einbrachte, gar keine Arbeit zu nennen, sondern mehr eine Lust!

Jeden Mittag, wenn helles, sonniges Wetter war, gingen wir, ehe man das Vieh einspannte, miteinander in den Hopfengarten, suchten die Stöcke auf, deren Früchte gelb und reif waren, schnitten die Ranken einige Fuß über der Erde ab und hoben die Stangen mit dem Hopfenheber *) aus, legten sie auf

---

*) Dieser Hopfenheber ist eine 6—8 Fuß lange Stange von Buchenholz,

eine Querstange auf und zerschnitten die obern Enden der Ranken, soweit sie Früchte trugen, in 1—2 Fuß lange Stücken, um sie leichter herausbringen und zertheilen zu können.

Den Nachmittag über blieb der abgenommene Hopfen in lockeren Haufen in der Futterkammer oder Scheune liegen und Abends, nach dem Essen, ging es an das Pflücken, wozu, außer unsern Kindern, noch einige Mädchen der Nachbarn eingeladen wurden.

Otto zeigte uns, wie man die Früchte mit dem Daumen und Zeigefinger abpflücken müsse, aber keineswegs durch die Hand ziehen und so abstreifen dürfe, wobei viele zerfallen und man eben jene kleine Oelperlen, auf die es ja ganz allein ankomme, verlieren würden. Auch drang er darauf, daß aller heute eingebrachter Hopfen noch am Abend gepflückt und auf den rein gekehrten Speicher ganz dünn ausgebreitet werde, damit er nicht, in Körben stehend, erwarme und an Würze und Wohlgeschmack verliere, und wußte uns durch seine wohlbedachten Gespräche, ernste und frohe Lieder, die er die Kinder anstimmen ließ, und gehaltvollen Erzählungen lange genug wach und munter zu erhalten, bis wir mit Allem fertig waren und heitern Muthes zur Ruhe gingen.

Der auf dem Speicher ausgebreitete Hopfen wurde im Anfang

---

die 2 Fuß von ihrem untern Ende einen abwärts gekehrten, gezahnten eisernen Haken hat,

mit dem man die Stange faßt, sie einigemal hin- und herwiegt und ohne gewaltsame Erschütterung heraushebt.

täglich und später alle drei oder vier Tage mit dem Rechen vorsichtig gerührt oder gewendet und immer mehr zusammengeschoben, bis er endlich einen Fuß dick lag und nach ungefähr vier Wochen in einen Sack ganz fest und gleichförmig eingetreten werden konnte, der in einem trockenen Gewölbe freischwebend aufgehängt werden muß, wenn der Hopfen längere Zeit aufbewahrt werden soll, weil er, auf die Erde gestellt oder an die Mauer gelehnt, gar leicht Feuchtigkeit anzieht und verdirbt.

Im späten Herbst nahm mich Otto noch einmal mit in den Hopfengarten. Seine Söhne hatten die Stangen schon aufgestellt und die Ranken auf einen Haufen zusammengelegt, um sie am Abend mit nach Hause zu nehmen und zum Feueranmachen zu verwenden. Es war nichts zu thun, als die Erdhaufen an jedem Stock zu erneuern, welches nicht sowohl in der Absicht geschah, den Hopfen gegen den Frost zu schützen, von dem die tief gehenden Wurzeln ohnehin nicht leiden, als vielmehr zu verhüten, daß er im Frühjahr nicht zu früh treibe und dann vor der rechten Zeit geschnitten werden müsse.

Aus derselben Ursache hält es Otto für besser, in rauhen Gegenden, wie wir sie haben, den Hopfen erst im Frühjahr zu düngen, kurz vor dem Schneiden. Er treibt dann nicht so früh, später aber desto stärker, und ist gegen Frost gesichert, welchen die jungen Sprossen nicht wohl vertragen können.

So hat dieser Mann seinen Hopfengarten ohne eigentlichen Aufwand angelegt und seit acht Jahren besorgt, ohne irgend eine andere Arbeit versäumt zu haben, und hat auch wirklich seit vier Jahren die Brauerei zu Stande gebracht, deren Errichtung mir im Anfang so wunderlich und schwierig vorkam. Jetzt sind

schon sieben solche Gärten in unserm Dorfe, in denen so viel Hopfen wächst, als er zu seiner Brauerei braucht, daher er auch von weitern Anlagen der Art abräth. Wie viel der Centner Hopfen im Handel gilt, darnach fragen wir gar nicht, denn wir haben keinen zu verkaufen. Wir geben Otto, nach der Berechnung, die er uns vorgelegt hat, Hopfen, Gerste und Holz, und er giebt uns Bier, so viel wir nach dem Umfange unseres Gutes und Haushaltes brauchen und anschaffen können. Wer keinen Hopfen baut, giebt etwas mehr Gerste und wer eigenes Holz hat, giebt etwas mehr Holz. So hilft Einer dem Andern. Keinem geschieht Unrecht, Keinem thut die kleine Abgabe weh. Wir haben das ganze Jahr einen gesunden, nährenden Trank im Hause, das Branntweintrinken nimmt mit jedem Jahre ab und Wohlstand, häuslicher Frieden und Heiterkeit nimmt unter uns zu.

Dieses Alles, und wie Vieles noch! danken wir den klugen Anordnungen dieses einen Mannes, den wir so oft verkannt, so lange verspottet haben und von dessen übrigen häuslichen und ländlichen Einrichtungen ich vielleicht noch öfter zu erzählen Gelegenheit finden werde.

Behandlung des Viehes.

Wie Otto zu uns kam und wir merkten, daß er in allen Stücken etwas vor uns Andern voraus haben wollte, dachten

wir, daß er sich bald eine Anzahl des schönsten und größten Viehes mit großen Kosten aus weiter Ferne herkommen lassen würde. Wie wir uns aber in so vielen Stücken an dem Manne irrten, so ging es auch in dieser Sache.

Er kaufte im Anfang einige gute Milchkühe, ohne lange zu wählen; wie aber der Sommer herankam, ging er fast jeden Sonntag nach dem Gottesdienst, den er nicht leicht versäumte, mit seinen ältern Knaben hinaus auf die Viehweide und betrachtete die Kühe und Rinder mit einer solchen Sorgfalt, als wenn er sie hätte abmalen wollen. Er besah sie von allen Seiten, gehend und liegend, fressend und wiederkäuend, und wenn ihm ein Stück Vieh recht wohl gefiel, so setzte er sich zu unserm alten Hirten, der damals noch lebte und die ganze Heerde genau kannte, unter den großen Holzapfelbaum und ließ sich ein Langes und Breites erzählen: wo die Kuh herstamme? ob auch ihre Mutter viel Milch gegeben habe? was für ein Bulle zu jener Zeit im Orte gewesen, ob sie schon viele Kälber gehabt, wo sie hingekommen und wie die Leute damit zufrieden sind? ob schon öfter Arzneien für sie gebraucht worden und gegen welche Krankheiten? Kurz es war des Fragens und Redens kein Ende. Fielen die Antworten so aus, wie er es wünschte, so ruhte er nicht, bis er die Kuh oder ein Rind oder Kalb von ihr bekam, und, so sparsam er sonst ist, so sah er doch in solchen Fällen einige Brabanter nicht an. So besuchte er auch die benachbarten Dörfer, besonders solche, die eine rauhere Lage und schlechteres Futter hatten, als wir selbst, knüpfte Bekanntschaft mit den Hirten an, und wählte dort mit derselben ängstlichen Sorgfalt die Thiere aus, die er gern kaufen wollte.

Wir hatten freilich oft unsern Spott darüber, wenn wir ihn von der Wirthsstube aus, wo wir trinkend bei den Karten saßen, eifrig mit dem Hirten sprechend, von Regen durchnäßt oder von Staub bedeckt, Sonntag Abends mit der Heerde heimkehren sahen, aber das konnten wir freilich nicht leugnen, daß nach Jahr und Tag die schönsten hierländischen Kühe, Rinder und Kälber, die man nur in unserer Gegend sehen wollte, in Otto's Stalle stunden.

Damit war aber der Mann noch nicht zufrieden. Er hatte auf seinen sonntäglichen Wanderungen durch die Dörfer, 2 Stunden höher oben im Thal, einen jungen Bullen gesehen, der noch nicht 2 Jahre alt, gar schön gebaut, frisch und munter, von einer sehr guten Art und ganz für unsern hiesigen Viehschlag passend sein sollte. Er rückte hinter den Schultheißen und drang in ihn, den Bullen für unsere Heerde anzukaufen. Das war aber ohne einen Verlust von wenigstens 2 Carolin nicht zu machen. Unser Bulle war freilich schon alt; es wurde geklagt, daß in diesem Jahre viele Kühe gelt geblieben waren, indessen konnte man die Leute doch noch beschwichtigen und sich unter der Hand nach einem andern möglichst wohlfeilen umsehen. Unter diesen Umständen glaubte der Ortsvorstand die Mehrausgabe von 2 Carolin nicht verantworten zu können. Da erbot sich Otto: »Das Geld aus seinem Beutel darauf zu legen.« Ein solcher Narr, der der Gemeindecasse etwas geschenkt hätte, war seit Menschengedenken nicht in unserm Dorf gesehen worden. Alle lachten. Der Bulle wurde gekauft.

Otto ließ sich ganz gelassen auslachen, sah die Lacher mit seinen großen blauen Augen freundlich und verzeihend an, zahlte

seine 2 Carolin, holte den Bullen selbst ab und ging nun ernstlich daran, einen recht schönen und nutzbaren Viehstand sich selbst zu erziehen.

Er sorgte auf alle Weise für nahrhaftes Futter, gutes Wasser, gesunde Stallungen und Reinlichkeit, und hielt nicht mehr Vieh, als er zu allen Zeiten reichlich ernähren konnte.

Auf seinen Wiesen litt er kein stehendes Wasser und keine trockene Stelle, und so gingen die schädlichen Wiesenunkräuter von selbst aus. Die Felder, die im kommenden Jahr mit deutschem Klee besäet werden sollten, ließ er doppelt pflügen, nämlich die eben geöffnete Furche mit demselben Pflug, doch ohne Rüsterbrett, noch einmal aufwühlen, damit die tiefer liegende rohe Erde gelockert und durchdüngt wurde und doch nicht an die Oberfläche kam, und so war er seiner Kleeerndten fast in jedem Jahre sicher. Auf sandigen Boden säete er Spörgel; steinige, trockene Abhänge grub er in den ersten Tagen des Frühjahrs mit seinen Söhnen um und besäete sie mit ewigem Klee, und so fehlte es den ganzen Sommer nicht an grünem Futter. Für den Winter war durch die Erdrüben und Runkelrüben gesorgt, die er auf seinen Brachfeldern zog, und durch die Stoppelrüben, mit denen er gleich nach der Erndte die Wintergetreidfelder besäete, und besonders durch das gute nahrhafte Heu von seinen Wiesen.

Für die Erndte und Aufbewahrung seiner Futterpflanzen sorgte er eben so ängstlich, wie für die Fruchterndte.

Nie ließ er Vieh auf seine Wiesen und hatte im Anfang viele Händel darüber mit unsern Hirten und selbst mit dem Schultheißen, die aber nichts gegen ihn ausrichten konnten, weil er

sich auf die gesetzliche Weideordnung berief, die ihm sehr wohl bekannt war. Er sagte: »Jedes Maul voll Gras im März kostet mich einen Schoppen Milch im folgenden Winter!« Auch hielt er gar viel auf eine frühe Heuerndte, mit der er aber doch nicht eher den Anfang machte, als bis die meisten Gräser und Kräuter in Blüthe stunden, denn gerade in dieser Zeit sollten ihre Stängel und Blätter die meiste Nahrung enthalten und auch ihr Genuß den Thieren am gesündesten sein. Das stängliche rauhere Heu der tiefer liegenden Wiesen ließ er entweder in der Scheune oder auch wohl im Hofe auf hohe, runde Haufen legen, die eben so wie eine Wagenladung aufgeschichtet und lagenweise mit Salz bestreut wurden. Das kostete freilich viel Geld und wurde von uns Allen für eine wahre Thorheit gehalten, er aber versicherte: daß so behandeltes Heu nährender und gesünder werde und das Salz schon bezahlt sei, wenn er nur einen einzigen Ritt eines Thierarztes dadurch ersparen könne.

Klee ließ er nicht eher füttern, als bis alle Aecker ausgegrast waren uud seine Töchter keine Disteln und Winden mehr finden konnten. So wurden die Aecker gereinigt und das Vieh an grünes Futter gewöhnt. Es fraß nun den Klee nicht mehr so begierig, der indessen bis zum Aufbrechen der Blüthen kam und nicht mehr so leicht blähte.

Versprachen die Wiesen wenig Gras, oder hatte er Klee im Ueberfluß, so ließ er ihn, wenn das Wetter nicht ganz beständig aussah, auf eigenen Gestellen dürren, die er sich in einem der ersten Winter seines Hierseins mit seinen Söhnen selbst verfertigte. Es sind 6 bis 8 Fuß hohe eichene Stäbe, etwas stärker wie Weinpfähle, die 3 bis 4 übers Kreuz stehende Querhölzer

haben, an welchen der am Morgen gemähte Klee Nachmittags aufgehängt, vom Regen nicht verdorben und von Luft und Sonne schnell wieder getrocknet wird. Ich sah, daß Otto auf 1/4 Morgen 15—16 solche Stangen steckte und hörte von ihm erzählen, daß die Bauersleute in Schwaben und in der Pfalz sie schon lange kennen und bei ihrem starken Kleebau für ganz unentbehrlich halten. Einmal habe ich auch Wicken auf diesen Gestellen trocknen und als Heu benutzen sehen, was uns auch etwas Neues war.

Wurzeln aller Art, auch Kraut und Kartoffeln läßt er in guten Jahren so lange in der Erde, als es nur immer das Wetter zuläßt, weil er meint, daß auch diese Dinge reifen müssen und nur, wenn sie recht ausgezeitigt sind, sich gut erhalten lassen und vollkommen gesund und nährend sind. In nassen Jahren schneidet er Rüben und Kraut und salzt sie auch für das Vieh ein, denn er sagt: »Was hilft mich alle Mühe der Saat, Pflanzung und Pflege, wenn ich mir meine Erndte nicht auch zu erhalten und sie unter allen Umständen nützlich zu verwenden weiß? Das Wetter ändern können wir nicht, aber wir müssen uns nach ihm richten.«

Vor der Erndte wird die Scheune einige Wochen offen gehalten und gelüftet, das Dach untersucht und wo es Noth thut, ausgebessert, und alle Winkel werden sauber gekehrt, damit nirgends altes Genist liegen bleibe, in welchem sich Ungeziefer aufhält, und sich ein widrig mulstriger Geruch in das Heu und Stroh zieht, wovon er zu allen Zeiten etwas füttert, weil er glaubt, daß solches trockenes Futter dem Vieh immer gesund und angenehm sei, eben so wie wir das Brod zu andern, wenn auch wohlschmeckenderen Speisen dennoch nicht entbehren können.

Einmal kam ich im Herbst an einem Sonntag Nachmittag zu Otto und traf ihn bei einem Geschäft, das mir damals noch sehr überflüssig vorkam, dessen Zweckmäßigkeit ich aber doch nachher einsehen lernte.

Er hatte sich genau gemerkt, oder vielleicht auch aufgeschrieben, wie viel Getreide, Heu, Grummet, Kraut, Kartoffeln, Runkelrüben, Erd= und Wasserrüben geerndtet worden. Nun saß er mit seiner Frau und den zwei ältesten Kindern an dem großen Schiefertisch, der in der vordern Ecke der Stube steht und rechnete aus, wie viel Futter ungefähr in jedem Monat für die Ochsen, Kühe, das junge Vieh, die wenigen Schaafe, welche er hält, und die Schweine nöthig sein möchte und theilte nach dem Bedarf die Vorräthe so ein, daß das Vieh zu keiner Zeit Noth litt, aber auch niemals überfüttert werden konnte, oder sich plötzlich an eine neue Nahrung hätte gewöhnen müssen. Nach einigem Ueberlegen und Hin= und Herreden wußte Jedes, wie viel in die Haushaltung verbraucht, wie viel Futter auf das seiner Pflege anvertraute Vieh zwischen jetzt und Weihnachten verwendet, was bis gegen Fastnacht und dann bis gegen Ostern hin gefüttert, und endlich, wie viel Heu und Stroh bis zum Sommer aufgespart werden müsse, um es mit dem grünen Futter zugleich geben zu können. Was gemeinschaftlich ausgemacht war, schrieb er sich in seinen Kalender und konnte nun freilich, bei seiner Kinderzucht und bei der Treue und Wahrheit, die Alle im Haus gegeneinander bewahrten, ganz sicher darauf zählen, daß Keiner leichtsinnig handeln, sondern Jeder genau das Verabredete vollziehen werde.

Nach diesem ernsten und, wie er meinte, für das Bestehen

des Hauswesens höchst wichtigen Geschäft glaubte er sich und den Seinen auch einen frohen Abend machen zu dürfen, ließ einige Krüge des besten Aepfelweins, Obst und frischgebackenen Kuchen herbeiholen und blieb bei heitern Gesprächen bei uns sitzen, bis die Futterzeit herannahte und wir Alle in den Stall gingen.

Hier sah es freilich reinlicher aus, als in unsern Ställen. Kein Mist war in den Gängen aufgeschichtet, nichts lag in den Ecken umher, und des Otto's Rindvieh war reiner geputzt, als manche unserer Pferde. — Ich mußte das Aussehen loben, aber die auf solchen äußern Prunk vergeudete Zeit tadeln. Otto sagte mir aber, daß das Reiben und Reinigen der Haut zur Gesundheit der Thiere beitrage und um so nothwendiger sei, je mehr man es im Stall halte und je besser man füttere. Auch koste das nicht so viel Zeit, als ich mir wohl einbilde. Täglich werde das Vieh mit einem Strohwisch tüchtig abgerieben und alle Woche einmal, gewöhnlich am Samstag, förmlich gestriegelt und ihm die Schwanzhaare ausgewaschen. Das habe er so von den Schweizern gesehen und schon sein Vater in Holland gelernt, wo er einmal bei einem sehr verständigen Viehzüchter im Quartier gelegen habe. Diesem Mann verdanke er auch zum Theil seine Fütterungsweise, mit der er bisher immer zufrieden gewesen, und von welcher er auch nicht mehr abzugehen gedenke.

Mit Ausnahme des Heues, wird alles, was er füttert, klein geschnitten. Zum Schneiden des Krautes, der Rüben und Kartoffeln hat er sich ein eigenes Werkzeug machen lassen, welches in einer senkrecht stehenden, leicht beweglichen Scheibe 3 Messer hat und die Arbeit so fördert, daß sein Knabe jeden Abend den nöthigen Bedarf schneiden kann.

Gekochtes und besonders warmes Futter bekommt nur das Melk- und Mastvieh, denn er fürchtet, daß die jungen Thiere dadurch verweichlicht und für die Zukunft weniger dauerhaft würden.

Krippen und Raufen werden äußerst rein gehalten und wenn ein Stück Vieh von der vorigen Gabe noch Futter hat, dieses weggenommen und etwas weniger wie sonst gegeben, damit es sich nicht daran gewöhne, es herunter zu reißen und zu verderben.

Bei der Auswahl zur Zucht sieht er nicht nur, wie wir Andern auch, auf die Eigenschaften der Kuh, sondern er sucht in seinen alten Kalendern nach, wo die Abstammung einer jeden Kuh bis zu der Zeit aufgezeichnet ist, als er hieher kam und seine ersten Kühe und Rinder auf der Weide durch unsern Hirten kennen lernte und zusammenkaufte. Nach diesen Nachrichten wählt er besonders die Kuhkälber und diejenigen aus, die zu Zuchtstieren bestimmt sind, denn er sagt, die Kälber arten fast öfter nach den Voreltern, als nach der Mutter, ich muß also die Eigenschaften jener kennen, wenn ich des Erfolgs meiner Nachzucht einigermaßen sicher sein will.

Die zur Aufzucht bestimmten Kälber läßt er 6 — 8 Wochen saugen und giebt ihnen in der letzten Zeit Mehltrank mit Milch, Kleien, gekochte oder aufgequollene Saubohnen und endlich vom besten Heu. Bei gutem Wetter läßt er die entwöhnten Kälber gleich im ersten Sommer mit auf die Weide gehen.

Ueberhaupt schickt er alles junge Vieh auf die Weide, aber er bekümmert sich wenig darum, wenn der Hirt bläst. Er richtet sich ganz nach dem Wetter. Ist es kalt — wie wir denn bisweilen noch im Mai und Juni Reif in unsern Bergen haben

— so läßt er seine Rinder und Kälber erst gegen 10 Uhr nachtreiben und hält die Zeit, die sein Knabe darauf verwendet, nicht für verloren, und ist es sehr rauh und stürmisch, daß das Vieh selbst sehnsüchtig nach dem Stall zurücksieht und vor Frost nicht fressen mag, dann behält er es zu Haus und will an solchen Tagen lieber das Futter an gesundes Vieh verwenden, als später Arzneien an erkranktes.

Ochsen und Kühe werden bei Otto ganz im Stall gefüttert, damit aber die Letztern auch der frischen Luft nicht ganz entbehren, so hat er ihnen den kleinen Gras- und Baumgarten hinter der Scheune eingeräumt, in dem sie bis tief in den Herbst einen großen Theil des Tages zubringen. Das Gras ist freilich als fast ganz verloren zu achten; Otto glaubt aber, daß die ungestörte Gesundheit und innere Lebenskraft seines Viehes, die selbst auch auf die Frucht im Mutterleib übergehe, diesem Aufenthalt im Freien bei zureichendem Futter zuzuschreiben und für jenes scheinbar verlorne Gras nicht zu theuer erkauft sei.

Zum Ochsen läßt Otto seine Rinder in dem Frühling, wenn sie 1½—2 Jahre alt werden. Ob sie 6 oder 8 Wochen älter oder jünger sind, darnach fragt er nicht viel. Er sagt: wenn das Rind nur gesund und kräftig ist und die Zähne gewechselt hat, so kann es ohne Schaden bedeckt werden, wie wir von den Schweizern lernen können, die ihre Rinder immer in diesem Alter zulassen und das schönste Vieh haben, was man nur sehen kann.

Die tragenden Rinder und Kühe werden nicht nur mit der größten Sorgfalt gefüttert, sondern auch äußerst vorsichtig behandelt. Otto sorgt, daß sie immer trockene Streu haben, daß

sie, vom Regen auf der Weide durchnäßt, mit dem Strohwisch abgerieben werden und den Winter hindurch im Stall nicht an einem zerbrochenen Fenster oder einer klaffenden Thüre oder Laden der Zugluft ausgesetzt sind, welches er für äußerst schädlich hält und als die Ursache vieler Unfälle ansieht. Auch leidet er nicht, daß sie geschlagen oder sonst durch rauhe Behandlung heftig erschreckt werden.

Das kam mir nun freilich wieder ein wenig übertrieben vor; aber das ist auch wahr, daß ihm keine Kuh erkrankt und keine verkalbt, und daß alle Leute im Dorf und sogar in benachbarten Dörfern darnach trachten, junges Vieh von ihm zu erhalten.

Auch verkauft er in der That fast keine Kälber zum Schlachten, sondern alle zur Aufzucht und läßt sie sich gut bezahlen. Neulich wollte sich der Schultheiß, der ihm einen jungen Stier für unsere Heerde abkaufte, über den hohen Preis beschweren, Ja sagte Otto lächelnd: das ist der Zins für die 2 Carolin, die ich Euren Vorfahren vor 20 Jahren zum Ankauf des ersten schönen Stiers geschenkt habe. Ich wußte damals wohl, daß es so kommen würde, aber alle Andern glaubten es nicht. Geld, das man für gute Zuchtthiere ausgiebt, ist immer wohl angelegt. Ein schlecht gebauter, fehlerhafter Stier, noch so wohlfeil gekauft, ist immer zu theuer.

Wiesenbau.

Zu dem Hof, den Otto in unserem Dorfe ankaufte, gehörten mehrere gute Wiesenstücke im Grund und eine große saure Wiese am Erlenbach.

Die meisten unter uns waren damals freilich der Meinung, man brauche weiter nichts an den Wiesen zu thun, als Heu und Grumet zu mähen und höchstens da und dort einmal die Maulwürfe wegzufangen oder die Ameisenhaufen einzuebnen, wenn ihrer gar zu viele wurden und die Mäher gar zu arg darüber fluchten. Und wenn einer oder der andere einmal Dung übrig hatte, oder auf dem Speicher einen Haufen Heusamen fand, so glaubte er Zeit und Dung und Arbeit nur auf die besten Wiesen verwenden zu dürfen. An die sauern Wiesen am Erlenbach und an die dürren Wiesen im hintern Birkenloh dachte kein Mensch. Die waren von jeher schlecht gewesen und man wußte nicht anders, als daß sie schlecht bleiben müßten. Stand Gras dort, so mähten wir es und ließ unser Herrgott in trokkenen Jahren keines wachsen, so ergaben wir uns geduldig darein und theilten eben dem Vieh sein Futter etwas spärlicher zu. Es war einmal nicht anders.

So dachte Otto nicht. Der that in den ersten Jahren seines Hierseins für seine guten Wiesen, die zwischen den unsern im Grunde liegen, nicht viel mehr als wir andern auch, verwendete aber die größte Sorgfalt und eine Menge Arbeit und sogar Geld auf Herstellung der schlechten sumpfigen Wiesen am Erlenbach oder der zu trockenen am Birkenloh.

Die Wiesen am Erlenbach kennen ja wohl alle, die jemals über die Höhe in unser Dorf gekommen sind.

Sie liegen fast ganz eben, das Wasser rinnt von allen Anhöhen zusammen und bleibt in ihnen stehen. Auch ist es gar nicht heraus zu bringen, denn es hat nach keiner Seite hin Fall.

Der vorige Besitzer von Ottos Hofe hatte schon vor vielen Jahren mehrere tüchtige Sumpfgräben angelegt und nach und nach wieder eingehen lassen, weil er sah, daß alle Mühe vergebens war.

Wie ich hörte, daß Otto daran gehen wollte, diese sauern Wiesen auszutrocknen, sagte ich ihm, wie es seinem Vorfahren so hinderlich gegangen, zeigte ihm noch die Spuren der alten unnützen Gräben und fragte spottend: wie er denn das Wasser hinausbringen wolle, ohne es bergan laufen zu machen? — Was denkt ihr, daß er geantwortet hat? »Ich lasse es lieber gar nicht herein!« Ich stand da wie auf's Maul geschlagen, sagte gar nichts mehr, kaum guten Abend, dachte aber mein Theil und ging dann heim. Was konnte ich auch (damals) zu so einer Aeußerung sagen? — Indessen war ich doch neugierig geworden und machte mir im Spätjahr, wie die Wintersaat bestellt war, immer etwas in der Nähe des Erlenbaches zu thun, um Otto mit seinen Leuten arbeiten zu sehen.

Seine Anlagen kamen mir so verkehrt vor wie neulich seine Aeußerungen. Anstatt, wie jeder Verständige, mitten in der Wiese an allen Stellen wo das Wasser stehen bleibt auf Geradewohl in die Kreuz und Quer Sumpfgräben zu ziehen und das Wasser selbst den weitern Weg suchen zu lassen, bekümmerte er sich in der ersten Zeit um das Innere der Wiese gar nicht, sondern legte

längs ihrer Grenzen, größtentheils auf ganz trockenem festen Boden, einen 2 Fuß tiefen und 5 Fuß breiten Graben mit ganz schrägen Wänden an, dessen Sohle kaum 1 Fuß breit war und gegen den untern Theil der Wiese hin nur ganz wenig Senkung (Fall) hatte und haben konnte. Die Erde ließ er am innern Grabenrande gleich so auflegen und festtreten, daß es einen ordentlichen Damm gab, der etwa 1 Fuß hoch, gegen 3 Fuß breit und gegen die Wiesen zu ganz sanft abgedacht war.

Wer die Arbeit sah, mußte sie loben, sie war meisterhaft ausgeführt. Uebrigens aber geschah ganz genau, was wir vorausgesagt hatten; die schönen Gräben blieben trocken und die Wiesen naß! —

Das Gelächter und das Gespött hättet ihr nur hören sollen. In den Wirthshäusern aller benachbarten Dörfer war von den trockenen Gräben die Rede und von den Dämmen, die nichts abzuweisen hätten. Nur Otto lachte nicht und hielt es auch nicht für nöthig sich zu vertheidigen. Er ließ uns reden und lachen und ging ungestört seinen Weg fort.

Wie aber im Frühjahr nach dem kalten und schneereichen Winter von 1802 (dem Friedensjahr) — das Thauwetter eintrat und der Schnee schmolz, da wendete sich das Blatt. Da erzählten die Nachbaren, die vom Fastnachtsmarkt zurückkehrten: Es stehe in diesem Jahr kein Wasser auf den sumpfigen Wiesen am Erlenbach; es fließe ruhig in breiten Bächen an beiden Seiten des Thalgrundes fort.

In den ersten Tagen des Monat März ging ich selbst hin und sah, daß mir die Leute die Wahrheit gesagt hatten. Es stand allerdings auf diesen Wiesen kein Wasser, das in manchen

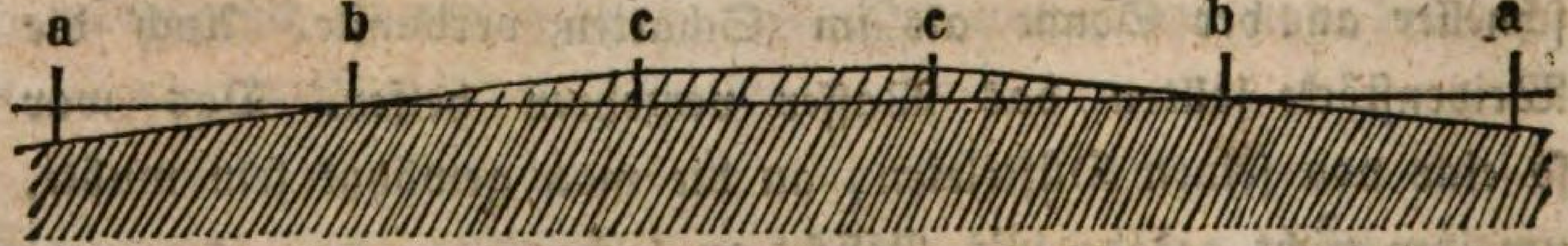
andern Jahren nicht vor der Mitte des April abzulaufen pflegte; indessen waren sie noch immer naß genug und beim Lichte betrachtet schienen sie mir des gemachten Aufwandes keinesweges werth.

Otto und einen seiner Knaben traf ich bei einer Arbeit an, die mir ebenso überflüssig vorkam. Sie steckten Weidenstecklinge längs dem Grabenrande ein, die 2 Fuß von einander zu stehen kamen und bis auf zwei Augen eingesteckt wurden. Weil ich unserm Nachbar schon abgemerkt hatte, daß er in allen Stücken etwas auf äußere Zierde und Ordnung hielt, so wunderte ich mich, warum er die Weiden längs der nördlichen Wiesengrenze auf das äußere Ufer und längs der südlichen Grenze auf das innere Ufer des Graben pflanzte. Er sagte mir, daß das Wasser in Zukunft zum Bewässern diene und deswegen von der Sonne erwärmt werden solle und daß auch die zu große Menge Wasser, die sich zu manchen Zeiten sammeln und nicht ablaufen könne, schneller an der Sonne als im Schatten verdunste. Auch die Weidenstöcke sollten das Wasser verzehren helfen. Das war so eine von seinen Düfteleien, an die man gewöhnt sein mußte, um ihm nicht gerade in's Gesicht zu lachen.

Auf meine Bemerkung: daß diese Wiesen ohnehin noch naß genug seien, daß ich nicht begriffe, wie hier noch von Bewässern die Rede sein könne und daß ich weit lieber wissen möchte, wie er denn das Wasser aus dem Sumpf in die Gräben bringen wolle? gab er mir geflissentlich keine genügende Antwort, sondern lud mich nur ein, in den nächsten Wochen und im künftigen Herbste bisweilen herauszukommen, da würde ich alles werden sehen und ihm wahrscheinlich am Ende Recht geben.

Ich kam und sah allerlei was ich nicht recht verstand und was mir eben deswegen nicht recht gefiel. Längs dem Rande der sumpfigen Stellen wurden zwei gleichlaufende tiefe Gräben mit ganz seichten Wänden ausgestochen, die über 100 Fuß von einander entfernt sein mochten und am untern Ende der Wiesen in einen ziemlich großen aber flachen Weyher ausliefen. Den langen sumpfigen Raum theilte Otto von 40 zu 40 Fuß durch Reihen kleiner Stäbe, die von Graben zu Graben liefen, in mehrere gleiche Theile ein. Die Stäbe ragten im Durchschnitt 5 Zoll an einigen Stellen auch 3, an einigen wieder 9 Zoll über den Boden hervor und waren mit der Setzlatte so gerichtet, daß ihre Köpfe eine völlig wagerechte Linie bildeten.

Längs diesen Pfählen wurde die aus den Gräben und dem Weiher ausgestochene Erde so in Reihen aufgefahren und gleichförmig ausgebreitet, daß sie 8 Fuß breit zu liegen kam und die Köpfe der Pfähle oben bedeckte, so:



Wie sich die aufgefahrene Erde schon etwas gesenkt und viel Wasser in die beiden Hauptgräben gezogen hatte, wurden in der Mitte zwischen der Pfahlreihe (bei a) wieder gleichlaufende Gräben gezogen die $^1/_2$ Fuß tief und weit waren, diese dienten vorläufig nur zur Richtung; denn so wie sie fertig waren, ließ er 8 Fuß davon auf der rechten und linken Seite eines jeden Graben nach der Schnur eine Linie (bei b) mit dem Wiesenmesser bezeichnen und den Rasen so abheben und folglich zwischen b und c wieder

auflegen, daß eine sanfte Abdachung von der Sohle des Graben bei a bis an den Rand der zuerst aufgefahrenen Erde bei c entstand. Zuletzt wurde bei a wieder ein 6 Zoll tiefer und breiter Graben ausgestochen, mit der gewonnenen Erde die kleinen Unebenheiten auf den neuen Beeten ausgeglichen, bei trockenem Wetter die ganze Oberfläche mit Asche und zuletzt mit Heublumen überstreut.

Bei allem dem gab es doch im ersten Sommer noch wenig gutes Futter. Das angesäete Gras wollte nicht recht gedeihen; es wurde von Schaftheu, Wollgras und Binsen verdrängt, die an vielen Stellen hervorkamen und ihren alten Wohnort, wo sie so viele Jahre in ungestörter Ruhe gehaust hatten, nicht so bald verlassen zu wollen schienen.

Nun erwachte die Schadenfreude wieder und unsere Spottlust fand neue Nahrung. Wir sahen, daß mit der Gartenschnur und der Setzlatte — Dinge die man vor ihm in unserm Dorfe nie gesehen hatte — auch nicht viel auszurichten sey. Wir konnten nicht leugnen, daß die ehemaligen öden Sümpfe nun nett und wohl geordnet aussahen und daß der Boden viel trockener geworden war, aber was nützte dies alles, wenn doch nichts Gescheutes auf diesen schönen Beeten wuchs! In diesem Jahr konnte Otto kaum mähen lassen, wo sein Vorfahrer doch wenigstens Streu erndete, wenn auch kein Futter. Auf meine — leider nicht sehr wohlmeinende — Frage: was er denn thun wolle, um all der Unkräuter Herr zu werden, die ihm doch wohl sehr unerwartet und unerwünscht zum Vorscheine kommen möchten? antwortete er ganz gelassen: »Nichts! Sie werden schon selber wegbleiben; sie können im trockenen Boden nicht wachsen.« — Von künftigen Dingen reden und mit Otto streiten gehört zu den unmöglichen

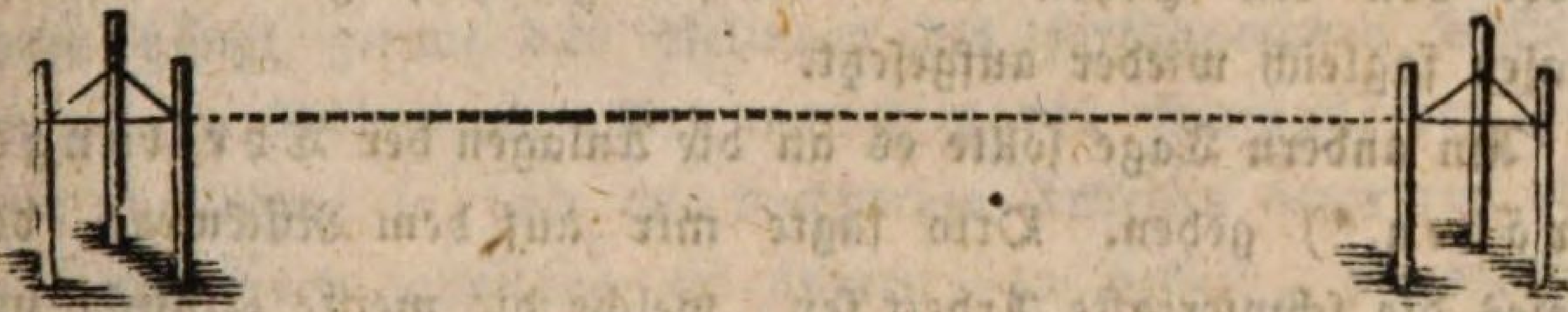
Sachen. Von jenen weiß man nichts und dieser antwortete auf Streitfragen nicht, da hat denn die Unterredung gleich ein Ende. Ich mußte eben geduldig warten.

Besser sah es, ohne weiteres künstliches Zuthun, schon im ersten Sommer auf den bei weitem größeren Theil der Wiesen aus, der zwischen den Sumpfgräben und den großen Grenzgräben liegt. Von der einen Seite zog das Wasser ab, von der andern konnte keines mehr zudringen und so lagen sie gerade trocken und auch feucht genug, daß die bessern Wiesenpflanzen aufkamen und das Moos, Riedgras, Läusekraut unterdrücken konnten. Hier lag der Erfolg von Ottos Arbeiten unverkennbar vor Augen. Hier konnte selbst der Neid keine Einwendung machen.

Nun hätte man denken sollen, daß er zufrieden wäre und alles ließe wie es ist. Aber nein! Kaum waren die nöthigsten Herbstarbeiten beendigt, die Saat in der Erde, die Kartoffeln im Keller und die Früchte in der Scheune, als man Otto jeden Morgen, wenn der Tag graute, mit seiner Setzlatte, der Schnur und dem Wiesenbeil nach dem Grunde am Erlenbach gehen und oft erst am späten Abend zurückkehren sah.

Wie ich Otto eines Abends dort aufsuchte, war er eben beschäftigt, alle Erhöhungen und Vertiefungen der Wiesenfläche aufzufinden, um darnach den Lauf des Wassers zu beurtheilen, das künftig aus den Grenzgräben auf die Wiesen geleitet werden sollte. Zu diesem Geschäft, das mir von einem gelehrten Feldmesser oftmals äußerst schwierig und für uns gemeinen Leute als unbegreiflich geschildert worden, bediente er sich einer sehr einfachen Vorrichtung und damit ging es ihm schnell genug von der Hand. Sowohl im Weiher als am obern Ende der Sumpf-

gräben, die noch halb voll Wasser stunden, hatte er drei Maß-stäbe, jeden von dem andern vier Fuß entfernt, in dieser Richtung o°o eingesteckt, genau 5 Fuß über dem Spiegel des Wassers ein Zeichen gemacht und von Stab zu Stab einen Bindfaden gezogen. So entstunden, in vollkommen gleichen Höhen, zwei wagerechte Dreiecke:



und man konnte sich eine ebene Fläche denken, welche in der Höhe dieser Dreiecke gleichsam über die ganze Wiese ausgebreitet lag. Wollte nun Otto wissen, wie tief das Wasser in den Grenzgräben oder irgend eine Stelle der Wiesen selbst, wohin dasselbe geleitet werden sollte, unter dieser Fläche stund, so hing er 2 Bogen steifes Papier zusammen gefaltet, gleichsam reitend über die 2 in der rechten Richtung liegenden Fäden des einen oder andern Dreiecks, schickte seinen Sohn mit einem Meßstab, um den ein Blatt Papier gewickelt war, nach der Stelle hin, ließ den Stab einstecken und die Papier-Rolle so lange hinauf oder herunter schieben, bis ihr oberer Rand mit den beiden, auf den Bindfaden hängenden Bögen eine ganz gerade und mithin auch eine ganz wagerechte Linie bildete, und die Höhe des Stabes, vom Rande der Papierrolle abwärts, die Lage jeder Stelle in Beziehung zur andern oder zum Stande des Wassers, angab. An jeder so abgemessenen Stelle wurde ein kleines Reis gesteckt und auf einen Faustriß, den sich Otto gemacht hatte, der

Punkt angegeben und die Zahl dazu geschrieben. Er machte mir die Sache so deutlich, daß ich ihm bald bei seiner Arbeit behülflich seyn konnte und mich auch bald von der Nützlichkeit derselben überzeugte. An einigen wenigen Stellen, die, nach diesen Untersuchungen, zu hoch oder zu tief lagen, um sie bewässern oder ganz austrocknen zu können, wurde der Rasen abgehoben, die Erde von den Höhen in die Tiefen geführt, geebnet und der Rasen sogleich wieder aufgesetzt.

Am andern Tage sollte es an die Anlagen der Theilungsgräben *) gehen. Otto sagte mir auf dem Rückwege, daß dieses die schwierigste Arbeit sey, welche die meiste Einsicht und Ueberlegung fordert.

»Ihr wißt, fuhr er fort, wie manche Stunde ich seit 2 Jahren auf diesen Wiesen zubrachte. Ihr könnt Euch denken, wie oft ich die ganze Fläche übersah und wie mancherlei Pläne zu ihrer Bewässerung ich in Gedanken entwarf. Ich habe, Gott Lob! ein gutes Auge und ein geübtes Augenmaaß; aber in solchen Fällen darf ich mich doch nicht darauf verlassen. Unsere heutige Messung hat mich belehrt, daß es mich täuschte. Ich muß einen neuen Plan entwerfen, zu dem ich nun in der Messung aller Höhen und Tiefen die sicherste Grundlage habe.« Auf meinen Einwurf, daß doch daran nicht viel gelegen seyn könne, ob ein Bischen mehr oder weniger Wasser dahin oder dorthin fließe, antwortete er etwas ungeduldig: »Ja, so seyd Ihr nun alle! wenn Gewinn oder Verlust nicht gleich in die

*) So nannte Otto die Gräben, welche zur Vertheilung des Wassers über die ganze Wiesenfläche, aber noch nicht zur Bewässerung selbst, dienen.

Augen fällt, so ist Euch alles gleichgültig. Alles Wasser, was mir, recht geleitet, an der einen Stelle nützen könnte, das verliere ich nicht nur durch eine fehlerhafte Anlage der Gräben, sondern es wird mir zugleich an einer andern Stelle schädlich, wo es in zu großer Menge oder zur unrechter Zeit hinfließt. Darum soll doch Keiner die auf eine solche gründliche Untersuchung verwendeten Tage und Stunden für verloren ansehen; von ihnen hängt gerade das Gelingen des fortdauernden Erfolgs der ganzen Anlage ab. Hat man hier das Geringste versäumt oder übersehen, so sind alle nachherige Arbeiten vergebens oder man hat doch jahrelang zu ändern, zu bessern, herzustellen, ohne jemals zum rechten Ziele zu gelangen.«

Ich ließ ihn eben reden, ging aber doch am andern Morgen wieder mit hinaus.

An den Stellen, wo die Wiesenflächen etwas stark gesenkt waren und die Entfernung zwischen den Umfangsgräben und den Sumpfgräben nicht über 50 — 60 Fuß betrug, wie bei a, fand Otto gar keine Theilungsgräben nöthig, sondern steckte gleich einen Bewässerungsgraben ab, der mit dem Umfangsgraben gleich lief und sein Wasser unmittelbar aus ihm empfing. Zur Leitung des Wassers auf alle übrigen unebenen Theile der Wiese sollten vier Theilungsgräben (c) hinreichen, die bald in geraden, bald in krummen Linien abgesteckt wurden, wie es das Steigen und Fallen des Bodens nothwendig machte und der Wasserlauf, nach Anleitung der Setzlatte, zugab. Die Sohle dieser Gräben sollte in ihrer ganzen Länge ganz gleichen Fall und die Wände sollten überall dieselbe Böschung haben; weil aber die Gräben doch hier und da ihre Richtung durch kleine Erhöhungen nahmen,

so mußten sie nothwendig stellenweise eine ungleiche Tiefe und Weite bekommen, was sie sehr häßlich aussehen machte.

Auf die Aeußerung meines Mißfallens erwiederte Otto: »Wenn das Wasser ruhig, ungestört und gleichförmig fortfließen, wenn es nirgends wühlen und einreißen oder über den Rand austreten soll, so muß sein Lauf an keiner Stelle durch größern Fall der Soole beschleunigt und eben so wenig durch steile Wände beschränkt seyn. Das ist der Zweck! Um diesen zu erreichen, um überall gleichen Fall der Sohle und gleiche Böschung der Wände zu haben, muß ich ihm immer gleiche Tiefe und Breite geben *) und muß mir, um des guten Erfolgs willen, das üble Aussehen gefallen lassen.«

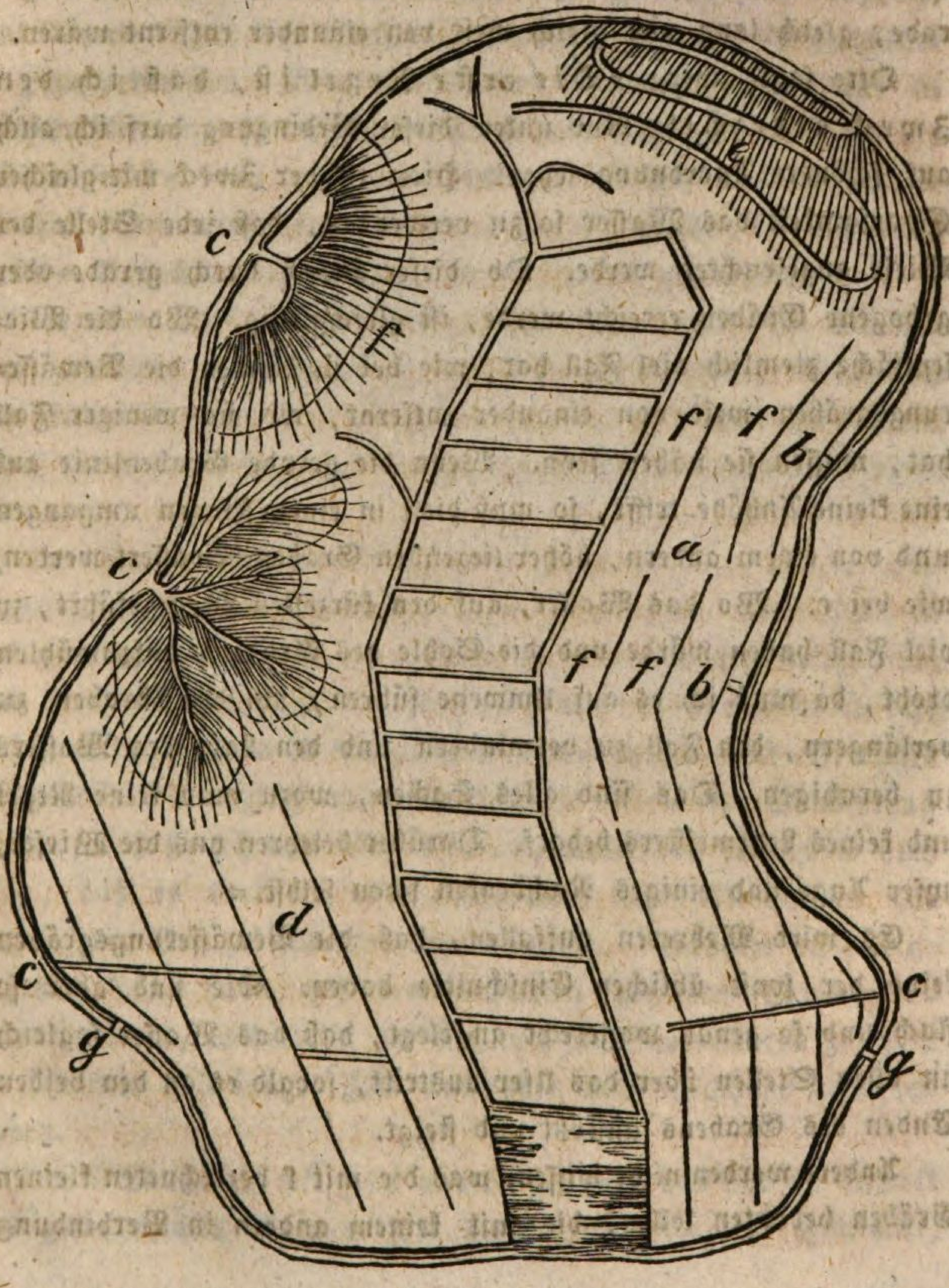
Die Bewässerungsgräben, deren Anlage Otto in den letzten Tagen des Herbstes beschäftigte, sollten vollkommen wagerecht liegen, oder es sollten doch diejenigen Grabenränder, über welche das Wasser ausfließt, vollkommen wagerecht seyn, damit es sich ganz gleichförmig verbreiten kann; sie sollten nicht über 40 oder 50 Fuß Länge haben, damit nicht zuviel Wasser versinke und verdunste; und endlich sollte auch die unter ihnen liegende, von ihnen aus zu bewässernde Wiesenfläche nicht über 40 — 50 Fuß breit seyn, damit das Wasser nirgends stocke, sich nicht in kleinen Rinnen sammle und trockene Stellen zwischen denselben lasse.

Es kostete eine lange Untersuchung und eine fleißige Anwendung der Setzlatte, bis Otto zu dem Entschluß kam, die Gräb-

---

*) Otto sagte: um die rechte obere Breite eines Grabens zu finden, müsse man seine Tiefe zweimal nehmen und die Breite der Sohle hinzu zählen. Wo z. B. ein Graben 2 Fuß Tiefe und seine Sohle 1 Fuß Breite habe, da müsse die obere Breite 5 Fuß, wenn er aber bei gleicher Breite der Sohle 3 Fuß Tiefe habe, so müsse sie 7 Fuß betragen u. s. f.

chen an den Stellen und in der Richtung anzulegen, wie sie auf dem Faustriß, den ich hier abzeichne, zu sehen sind.



Es ist wahr, er sieht nicht sehr wohl geordnet und regelmäßig aus. Es würde viel schöner seyn, wenn alle Gräben schnurgerade, gleich lang und gleich weit von einander entfernt wären.

Otto sagte aber: »Die erste Regel ist, daß ich den Zweck erreiche! Nur unter dieser Bedingung darf ich auch auf schönere Anordnung sehen. Hier ist der Zweck mit gleicher Sparsamkeit das Wasser so zu verwenden, daß jede Stelle der Wiese angefeuchtet werde. Ob dieser Zweck durch gerade oder gebogene Gräben erreicht werde, ist gleichgültig. Wo die Wiesenfläche ziemlich viel Fall hat, wie bei d, können die Bewässerungsgräben weit von einander entfernt, wo sie weniger Fall hat, müssen sie näher seyn. Wenn die gerade Grabenlinie auf eine kleine Anhöhe trifft, so muß diese in einem Bogen umgangen und von einem andern, höher liegenden Graben bewässert werden, wie bei c. Wo das Wasser, auf den kürzesten Weg geführt, zu viel Fall haben würde und die Sohle des Grabens aufzuwühlen droht, da muß ich es auf Umwege führen, um den Graben zu verlängern, den Fall zu vermindern und den Lauf des Wassers zu beruhigen. Das sind alles Sachen, wozu man keine Regel und keines Lehrmeisters bedarf. Darüber belehren uns die Wiesen, unser Auge und einiges Nachdenken schon selbst.«

Es wird Mehreren auffallen, daß die Bewässerungsgräben keine der sonst üblichen Einschnitte haben. Sie sind aber so flach und so genau wagerecht angelegt, daß das Wasser sogleich an allen Stellen über das Ufer austritt, sobald es an den beiden Enden des Grabens anstößt und steigt.

Andere werden nicht wissen, was die mit f bezeichneten kleinen Gräben bedeuten sollen, die mit keinem andern in Verbindung

stehen. Sie sind ebenfalls vollkommen wagerecht und soviel wie thunlich, mit den Bewässerungsgräben gleichlaufend angelegt und dienen dazu, das Wasser zu sammeln und wieder gleichförmig zu verbreiten. Wie weit sie von einander entfernt und in welcher Richtung sie angelegt seyn sollen, zeigt uns ebenfalls die Wiese selbst; denn an allen Stellen, wo sich das Wasser in Rinnen zusammenziehen oder stehen bleiben würde, da sind diese kleinen Gräbchen nothwendig, um es wieder zu vertheilen.

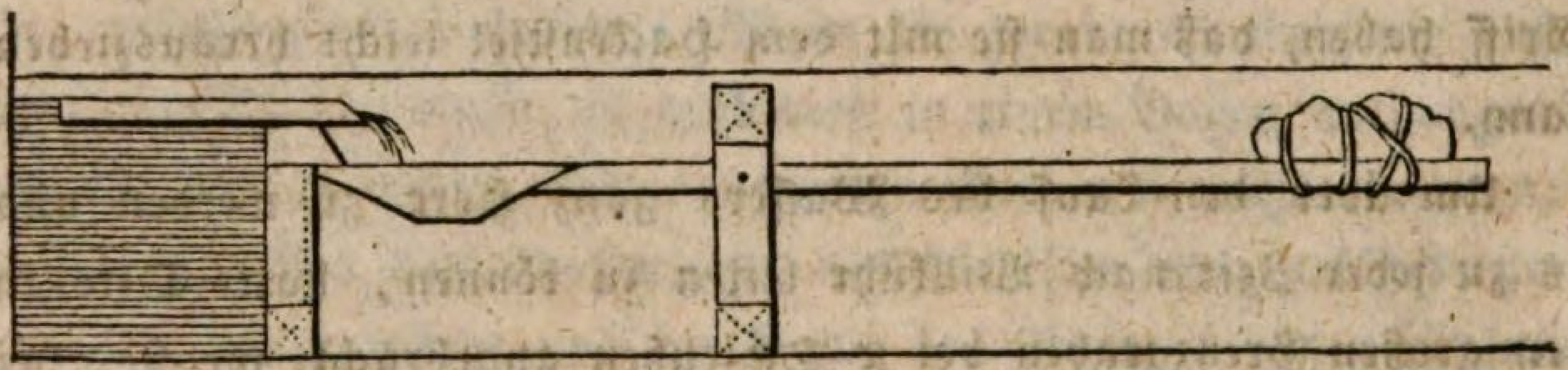
An allen Stellen, wo die Theilungsgräben oder die Bewässerungsgräben ihr Wasser aufnehmen, stecken kleine Brettchen von Eichenholz, die fast die Form einer Schaufel und oben einen Griff haben, daß man sie mit dem Hackenstiel leicht herausziehen kann.

Um über den Lauf des Wassers ganz Herr zu werden und es zu jeder Zeit nach Willkühr leiten zu können, hatte Otto in den großen Grenzgraben bei g Schleußen angebracht, welche, bei dem sehr geringen Fall der Gräben, das Wasser leicht so viel anschwellten, daß es in die geöffneten Theilungs- und Bewässerungsgräben überging und zugleich die besondere Einrichtung hatten, daß sie sich von selbst öffneten, wenn das Wasser so hoch stieg, daß es über die Ufer auszutreten und die Wiesen zur ungelegenen Zeit zu überschwemmen drohte. Er hatte diese Einrichtung nicht etwa aus den Schriften gelehrter Baukünstler kennen gelernt, sondern in der Schweiz bei Bauersleuten gesehen, die sie schon seit langer Zeit anwenden und brauchbar gefunden haben.

Die Schleuße ist wie jede andere gebaut, nur hat sie anstatt des gewöhnlichen Brettes zum Aufziehen, eine Art Fallthüre,

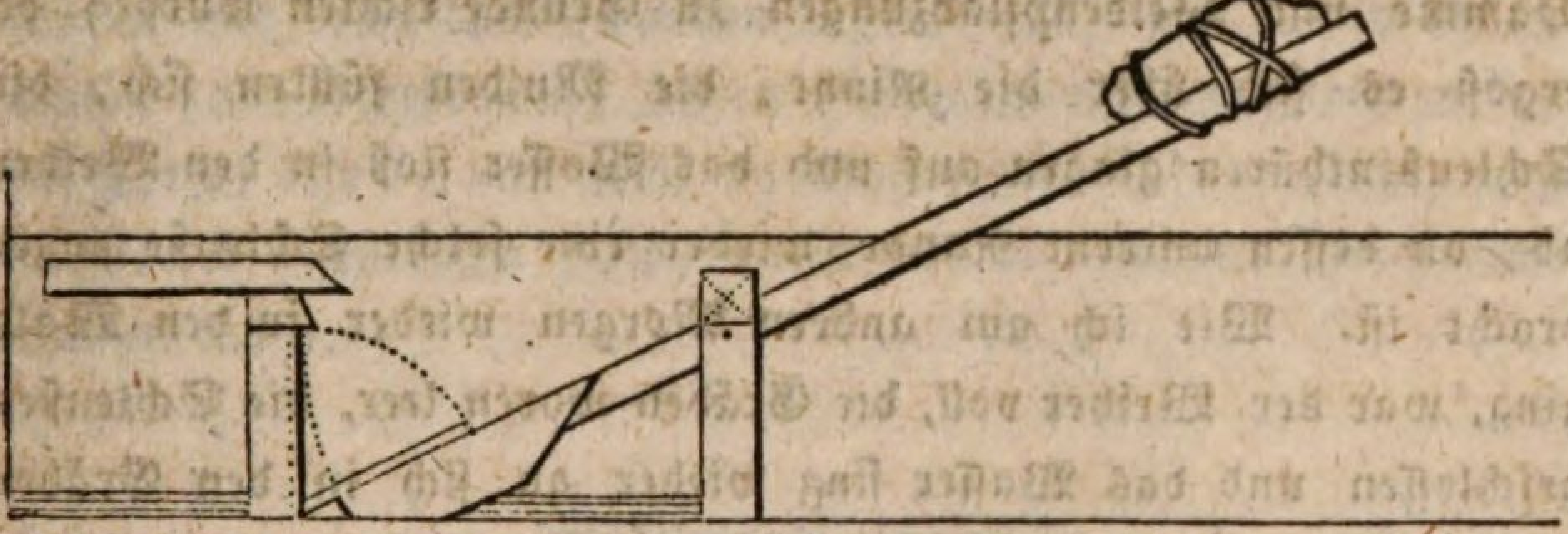
die sich genau an die Falzen anschließt und unten mit Bändern befestigt ist. Ueber der Schleuße ist eine wagerecht liegende, sich nach vorne verengende Rinne und dicht vor derselben eine Art Mulde angebracht, die sich am Ende eines 6 — 8 Fuß langen Stück Holzes befindet und durch Zapfen zwischen zwei Pfosten schwebend erhalten wird. Um die leere Mulde im Gleichgewichte zu halten, ist auf das entgegengesetzte Ende des Holzes ein Stein aufgelegt und mit Wied befestigt.

Bei niedrigem und mittlerem Wasserstande hält die Mulde die Fallthüre an der Schleuße geschlossen; steigt das Wasser, so geht es, wenn die oben erwähnten Stechbretter gezogen sind, in die Theilungsgräben, und dient den Wiesen zur Bewässerung.



Hoher Wasserstand, kurz vor dem Oeffnen der Schleuße.

Sind aber die Theilungsgräben durch Stechbretter geschlossen und steigt das Wasser, bei anhaltendem Regenwetter oder wenn im Frühjahr der Schnee schmilzt, in den Gräben plötzlich an, so fließt es durch die Rinne, als den tiefsten Punkt, in die Mulde, diese wird, sowie sie sich mit Wasser füllt, schwerer als ihr Gegengewicht, und sinkt. Dadurch öffnet sich die Fallthüre der Schleuße und legt sich über die Mulde, welche sich nun in schiefer Stellung entleert und sobald der Graben ausgelaufen ist und das ausströmende Wasser nicht mehr auf das Fallbrett drückt, sich wieder erhebt und die Schleuße auf's Neue schließt.



Niedriger Wasserstand, kurz vor dem Schließen der Schleuße.

So wunderlich mir diese Einrichtung im Anfang vorkam und so wenig ich glauben wollte, daß es eine Schleuße geben könne, die sich von selbst öffne und schließe, und zwar beides zu rechter Zeit, so sehr hat sie mir nachher gefallen und so sehr hat sich ihre Nützlichkeit nun schon seit vielen Jahren bewährt.

Ich weiß es noch, als ob es erst gestern geschehen wäre, wie ich das Werk das erstemal in Thätigkeit sah. Es mag im Frühjahr 1806 oder 1807 gewesen seyn. Es war ein kalter, an Schnee reicher Winter. Ende Februars fiel plötzlich warmes Wetter mit heftigem Regen ein. Ich kam aus unserm Gemeindewald und ging am Erlenbach herunter. Auf Otto's Wiesen war der Schnee schon geschmolzen, aber nirgends zeigte sich eine sumpfige Stelle. Von den Anhöhen rings herum schoß das Wasser in Strömen nieder und füllte die breiten Gräben in kurzer Zeit an. Die Stechbretter waren überall eingesteckt und die Schleußen geschlossen. Das Wasser schwoll höher und höher; schon stand es am Rande des Grabens. Ich blieb stehen und erwartete — mit heimlicher, recht unchristlicher, Schadenfreude — wie es im nächsten Augenblick überströmen und die künstlichen

Dämme und Weidenpflanzungen zu Grunde richten würde; da ergoß es sich über die Rinne, die Mulden füllten sich, die Schleußenthüren gingen auf und das Wasser floß in den Weiher ab, an dessen unterm Rande wieder eine solche Schleuße angebracht ist. Wie ich am andern Morgen wieder in den Wald ging, war der Weiher voll, die Gräben waren leer, die Schleußen geschlossen und das Wasser fing wieder an sich in den Gräben zu sammeln. — Otto konnte ruhig zu Hause sitzen oder seinen andern Geschäften nachgehen. Er brauchte nicht besorgt zu seyn, daß seine Wiesen von Ueberschwemmungen litten oder daß es ihnen an Wasser fehle; er brauchte nicht andere Arbeiten zu versäumen oder in der Nacht und bei stürmischem Wetter hinauszulaufen und seine Schleußen zu öffnen oder zu schließen; er durfte sich darauf verlassen, daß sein einfaches Kunstwerk selbst, besser als der gewissenhafteste Wässermann, die rechte Zeit treffen werde, in welcher es das Wasser zurückhalten oder ablaufen lassen soll.

Nachdem wir und selbst unser Schultheiß, der doch allein eben so viel Verstand zu haben glaubt, als wir andern zusammengenommen, lange genug über die Sache gelacht und gespottet hatten; kamen wir endlich doch zur Einsicht, daß sie gut sey, und legten, nach Otto's Angaben, einen Leitungsgraben an, der das Wasser längs den Grenzen unserer Wiesen fortführte und mit ähnlichen Schleußen versehen ist, die es bei plötzlichen Gewitterregen oder bei Thauwetter in zwei große Weiher laufen lassen, aus welchen wir es bei trockener Witterung wieder auf die tiefern Wiesen leiten können.

Seitdem diese Anlagen vollendet sind, haben wir keine sauren

Wiesen und keine Ueberschwemmungen mehr, wir haben weiches Wasser zum Bierbrauen, haben Fische in unsern Weihern und den Trost, daß es uns nicht an Wasser zum Löschen fehle, wenn ein Brand ausbrechen sollte, wofür uns und andere der Himmel behüten möge.

Leinbau und Flachsbereitung.

Es war an einem stürmischen Wintertag, kurz vor Weihnachten, als ich gegen Abend von einem Viehhandel heimkehrte und an Otto's Haus vorüber ging. Die Lampe brannte so hell hinter den spiegelblanken Fenstern; im Zimmer sah alles so friedlich, so wohnlich aus. Ich konnte nicht vorübergehen. Es drängte mich, aus dem Wintersturm unter das schützende Dach zu treten und den Freund noch freundlich zu begrüßen.

Ich fand, wie immer, alle beschäftigt. Die eine Tochter spann, die andere legte eben Flachs an den Rocken, die Mutter hatte Tuch vor sich und schnitt Hemden zu; von den beiden Söhnen saß der eine an der Schnitzbank und der andere machte Hurten zum Obstdörren, die er aus den Weiden vom Erlenbach sehr sauber und leicht anzufertigen wußte; nur der Vater that nichts, oder eigentlich das Beste, wie man das eben nehmen will — er saß in der Ecke am Tisch und las laut aus einem kleinen

Buche vor, welches das Goldmacher-Dorf betitelt und von einem gar achtbaren Mann, einem Schweitzer, Herrn Zschocke, geschrieben ist.

Wohl wissend, daß sich Otto bei solchen Beschäftigungen nicht gerne stören laße, winkte ich ihm nur freundlich zu, reichte ihm die Hand über den Tisch hinüber und setzte mich zur Mutter und zu den Töchtern in die Nähe des wärmenden Ofen.

Ich konnte nicht unterlassen den langen, feinen, herrlich glänzenden Flachs zu bewundern, den Marie eben anlegte und hatte auch an dem gleichen, dichten schneeweißen Tuch meine Freude, welches die Mutter verarbeitete und dessen innere Güte und Haltbarkeit sich schon an dem eigenen Geräusch erkennen ließ, das man bei jeder raschen Bewegung hörte, mit der die rüstige Frau es aufnahm oder zurecht legte.

Bald hatte Otto das schöne Kapitel „über Abzahlung der Gemeindeschulden“ geendigt und machte sein Buch zu. Denn mehr als einen Abschnitt pflegte er nie zu lesen, sondern sah es lieber, wenn seine Zuhörer auf Mehrhören begierig blieben, als wenn sie schläfrig wurden. Auch mochte er gern über das Gelesene sprechen und die Meinung der Seinigen vernehmen.

Dazu ließ ich es aber heute nicht kommen. Ich war zu begierig zu hören: wo er den schönen Niederländer Flachs gekauft habe, und wie theuer? denn so schön hatte ich lange keinen gesehn, und daß Otto nicht leicht zu theuer kauft, wußte ich wohl; auch hatte ich Lust Jemand ein Christgeschenk zu machen. Otto schüttelte aber den Kopf und zürnte, daß ich ihm zutrauen könne, er würde etwas kaufen, das auch sein Acker zu tragen, das er selbst zu erziehen vermöge, so gut als irgend ein Anderer. Und

so mußte ich zu meinem Erstaunen hören, daß dieser Flachs, den man gewiß in Mainz oder Coblenz, wo die Niederländer so viele schöne Waaren dieser Art hinbringen, nicht länger, feiner und glänzender finden konnte, hier gewachsen sey, in unsrer Gemarkung, in der Lage, die man den Finkenheerd nennt.

Otto hatte mir noch nie eine Unwahrheit gesagt und so mußte ich wohl seinen Worten glauben, obgleich es mir schwer ankam. Auf meine Frage: Wie es denn nur komme, daß ihm allein der Flachs so gut gerathe und aus wie viel Flachs denn dieser schöne Hechelkern gewonnen worden, bei dessen Bereitung ihm, wie es scheine, vorzüglich um eine große Menge Werg zu thun gewesen sey? bekam ich eigentlich keine Antwort.

Otto merkte wohl, daß ich spotten wollte, aber er that als merkte er es nicht. Er holte einige Leinstengel, die auf dem Schranke lagen, herunter, ließ mich zu sich an den Tisch setzen und sagte lächelnd, daß er es versuchen wolle, mir zu zeigen, wie Flachs und Werg wachse und wie es ganz auf uns selber ankomme, ob wir mehr des einen oder des andern erhalten wollen. Doch hänge dieses nicht blos vom Hecheln und Brechen allein ab, wie Viele irrig glauben, sondern von der ganzen Behandlung, von der Vorbereitung des Feldes und der Wahl des Saamen anfangend, bis zum Ausraufen, Rösten, Dürren, Brechen, Schwingen und Hecheln. Das alles greife so ineinander und jede Arbeit, wenn sie auf die rechte Weise und zur rechten Zeit vorgenommen werde, mache die darauf folgende leichter ausführbar und führe sichrer zum Ziele, so daß selbst die schnellere und vollkommenere Bleiche des Garns oder der Leinwand zum Theil von der Behandlung des Leins auf dem Felde abhängig sey.

Ich sah voraus, daß das eine weitläufige Unterredung und lange Belehrung geben würde, zündete mein Pfeifchen an und nahm mir vor, Geduld zu haben.

Die beiden Söhne legten ihre Werkzeuge still auf die Seite und setzten sich nun ebenfalls zu uns, und Otto fing in seiner gründlichen Weise seine Belehrungen an, während er uns das, was er sagte, an der Pflanze selbst und durch einige Kreidezeichnungen auf dem Schiefertisch deutlicher zu machen suchte.

„Der Lein," sagte er „ist, wie alle einjährige Pflanzen aus geraden Saftröhren, gewundenen Luftröhren und einer Art Gewebe zusammengesetzt, das man, wegen seiner Aehnlichkeit mit Bienenzellen, das Zellengewebe genannt hat. Dieses Zellengewebe bildet den innern Theil des Stengels und die Rinde; und die Saft- und Luftröhren stehen in einem gedrängten Kreis unmittelbar unter der Rinde und werden der Bast genannt. Die Saftröhren sind, im reinen Zustand, vollkommen farblos oder weiß, so äußerst dünne, daß nach den Versicherungen gelehrter Leute, die das mit guten Augengläsern gesehen haben, 120 bis 140 nebeneinander liegend erst die Breite einer Linie (1/12 Zoll) einnehmen und reichen ununterbrochen von der Wurzel bis zur Spitze des Stengels. Nur an dem Punkt und auf der Seite, wo ein Zweig hervorkommt, erleiden sie eine Unterbrechung; denn an dieser Stelle findet man bei genauer Betrachtung das Ende der Saftröhren des Stengels und den Anfang der Saftröhren des Zweiges. Sie sind unter allen Pflanzentheilen, in frischem oder trockenem Zustande, die biegsamsten und festesten; sind am schwersten zu zerreißen und widerstehen auch der Fäulniß am längsten."

»Diese Saftröhren allein geben, wenn sie in ihrer ganzen Länge erhalten werden, den Flachs, und wenn sie durch eine sorglose Pflege der aufwachsenden Pflanze oder durch eine ungeschickte Behandlung beim Rösten und Dürren abgekürzt, oder beim Brechen und Hecheln gewaltsam zerrissen werden, das Werg.«

So könnte man also sagen, daß nur der Flachs wachse, das Werg aber gemacht werde! meinte Mathias, der jüngere Sohn. »So ist es auch,« erwiederte Otto. »So ist es aber auch überhaupt mit allen Dingen. Alle Gaben, die uns der gütige Gott in seiner reichen Natur anbietet, sind gut, wenn sie auf die rechte Weise behandelt und ihrer Bestimmung gemäß benützt werden, und nur unser hastiges, verwirrtes und unverständiges Verfahren ändert so oft ihre wohlthätigen Eigenschaften in schädliche um. Ganz recht hattest du aber doch nicht; denn ein Theil des Werg's wächst wirklich, nämlich in den Seitenzweigen der Leinpflanze, deren Saftröhren nothwendiger Weise kürzer als die des Stengels sind und also von den andern getrennt werden müssen. — Aber selbst das hängt von uns ab, die Anzahl dieser kürzern Saftröhren oder Bastfasern zu vermindern und zugleich denen des Stengels mehr Länge zu geben. Hört nur weiter und betrachtet dabei die beiden Leinstengel, die vor uns auf dem Tische liegen und in ihrer Größe und Gestalt so sehr von einander abweichen.«

»Wie alle unsre angebauten Pflanzen irgendwo wild wachsen, so wird denn auch der Lein in den Fürstenthümern Kurland und Liefland, die zu dem großen russischen Reich gehören und an den Ufern der Ostsee liegen, unter dem Wintergetraide wild-

wachsend angetroffen. Diese Gegenden liegen größtentheils eben, niedrig und haben einen fruchtbaren, etwas sandhaltigen Boden.«

»Wegen der nördlichen und niedrigen Lage am Meere ist die Luft mehr kühl als warm, mehr feucht als trocken und die Erde wird oft von Thau, Nebel und Regen befeuchtet. Unter den Einflüssen einer solchen Lage und Witterung wachsen die Pflanzen längere Zeit fort, blühen später und treiben höhere Stengel, die weniger Seitenzweige haben und daher auch weniger Blüthen und Saamen tragen können. — Diese Eigenschaft vererbt sich auch auf den Saamen und erhält sich mehrere Jahre. — Das ist eine Beobachtung, welche die Bewohner solcher Gegenden, in denen man sich vorzüglich mit Leinbau und Flachsbereitung beschäftigt, schon längst gemacht und sich dadurch veranlaßt gesehen haben, sich von Zeit zu Zeit ächten russischen Lein aus Riga oder Windau kommen zu lassen. Diesen erfahrnen Leuten müssen wir nachahmen, wenn wir schönen langen Flachs, aber freilich nur wenig Lein, ernbten wollen. Auch müssen wir den Ankauf um so öfter wiederholen, jemehr die Beschaffenheit des Bodens und der Luft von der abweicht, in welcher der Lein in seiner ursprünglichen Heimath aufwächst und können uns diesen nicht ganz unbedeutenden Aufwand um so länger ersparen, jemehr sie damit übereinstimmt. Hier z. B. kann ich, nach meinen bisherigen Erfahrungen, meinen selbst gezogenen russischen Saamen 4 — 5mal wieder aussäen; in wärmern Theilen unseres Landes artet er früher aus und in dem zwischen weitverbreiteten Waldungen hochliegenden F...ch habe ich Flachs gesehen, den Hr. M..l von siebenmal gesäetem Rigaer Saamen gezogen und 4½ Fuß

Höhe erreicht hatte. Der vor uns liegt ist davon. Der andere ist gemeiner inländischer Lein. Indessen haben wir uns mit diesem Rigaer Lein immer noch nichts anders erkauft, als die Möglichkeit vielen und langen Flachs zu erziehen. Ein nachläßiges oder ungeschicktes Verfahren kann uns den ganzen Vortheil, den wir davon erwarten, wieder entziehen.«

»Der Lein darf, wie alle kleine Saamen, nicht tief unter die Erde kommen; jedes einzelne Körnchen keimt früher oder später, je nachdem die nächste Umgebung seine Entwickelung befördert oder verzögert; es ist ihm dazu ein gewisser Grad von Feuchtigkeit unumgänglich nothwendig. Wir müssen also den Acker so auswählen und so vorbereiten, daß diese Ansprüche der Pflanze erfüllt werden und alle möglichst gleichzeitig keimen, aufwachsen und blühen und also auch alle in dem gleichen Zustand der Reife ihrer Stengel ausgerauft werden können.«

»Die dünnen Stengel und kleinen Blätter des Leins vermögen das dazwischen aufkeimende Unkraut nicht zu unterdrücken, wie z. B. der Hanf; wir müssen ihn also in reine, nicht frisch gedüngte Felder nicht zu dünn säen und, wenn es erforderlich ist, das Unkraut ausgäten wie in allen guten Flachsländern üblich ist, denn bleibt das Unkraut unter dem Lein, so erschwert es seine ganze folgende Behandlung, verursacht während der Röste Fäulnißflecken, oder umschlingt die Leinstengel, wie z. B. die Winde und die Flachsseide, stört auf diese Weise das Aufsteigen der Säfte und ist Schuld, daß jene bräunlich gelben Rostflecken entstehen, die sich immer nur an Stellen zeigen, wo im Innern die Saftröhren erkrankt, gespalten oder zerrissen sind.«

»In gutem Boden üppich aufwachsende Pflanzen lagern sich leicht, wir müssen also den Lein dagegen schützen, wie die Niederländer, welche wahrgenommen haben, daß der gelagerte Lein zwar viel Werg, aber wenig Flachs gebe, weil auch in den dicht übereinander liegenden Pflanzen einzelne Theile des Bastes von der Fäulniß angegriffen werden und später beim Brechen oder Hecheln zerreißen.«

»Bei allen Pflanzen, deren Bast wir zum Heften, Binden, zu Flechtwerk und andern ähnlichen Zwecken verwenden wollen, wie z. B. Binsen zum Heften der Weinreben und des Hopfen, die jährigen Triebe der Weiden und Haselnüsse zu Körben, den Bast der Linden zu Matten u. s. w. können wir bemerken, daß sie am meisten geschmeidig, biegsam, zähe und ausdauernd sind, wenn die Pflanze oder der Theil derselben, dessen Bast dazu genommen wird, vollständig ausgebildet worden ist *). Dieser Zeitpunkt tritt bei dem Lein bald nach der Blüthe ein, wenn der Samen angesetzt hat, aber lange bevor er reif geworden ist.«

»In diesem Augenblick sind auch die Saftröhren zum Theil schon entleert, das Zellengewebe ist noch weich, die flüssigen Theile, mit denen die Zellenräume im Innern des Stengels angefüllt sind, sind noch nicht verhärtet und die wachsähnliche Masse in den Zellen der Rinde, welche dem Stengel die Farbe giebt, ist noch nicht eingetrocknet und gelb geworden.«

---

*) Anmerkung: So habe ich auch vor einigen Jahren in Nr. 47 des Jahrgangs 1827 der landwirthschaftl. Wochenblätter gelesen, daß die Italiener das Stroh zu den ganz feinen Hüten, welche reiche, vornehme Frauen so theuer bezahlen, vor der Reife der Körner abschneiden, weil sie gefunden haben, daß nur diesem die erforderliche Weiße und Geschmeidigkeit gegeben werden könne.

„Dieses ist also die von der Natur selbst vorgeschriebene beste Zeit der Leinerndte; denn jetzt hat die Faser (der Bast, der Flachs) alle die Eigenschaften, die wir von ihm fodern und alle übrige Theile der Pflanze sind noch in einem solchen Zustande, daß sie leicht abgesondert werden können.«

»Diese Absonderung ist der Zweck, der durch die ganze weitere Behandlung des Leins erreicht werden soll. Bei dem Rösten soll durch Fäulniß die Verbindung aufgelößt werden, welche zwischen dem Bast und den übrigen Theilen der Pflanze besteht. Diese Fäulniß muß also so allgemein, so gleichmäßig fortschreitend und so lange dauernd sein, daß alle zarten Theile davon angegriffen, die festern schwerverweslichen Saftröhren aber (der Bast, der Flachs) verschont bleiben. In manchen Ländern wird der geröstete Flachs in fließendem Wasser mehrere Male mit großer Sorgfalt ausgewaschen, um alle schleimigen und aufgelößten äußerlich anklebenden Theile, die bei dürrem Zustande eintrocknen und seine Farbe verderben könnten, davon zu entfernen. Gedürrt wird er nur in der Absicht, um das Innere spröder und brüchiger zu machen, und ihn so zum Brechen vorzubereiten. Beide Arbeiten müssen also unmittelbar aufeinander folgen, wenn sie ihren Zweck ganz erfüllen und nicht die trocknen Stengel aus der neblichten oder regnichten Herbstluft wieder Feuchtigkeit anziehen und zähe werden sollen, welches nachher die Arbeiter zwingt, beim Brechen größere Gewalt anzuwenden und viele Bastfasern zu zerreißen, wodurch nur der Gewinn an Werg vermehrt, aber der Gewinn an Flachs vermindert wird. Jedes einzelne Haar des gebrochenen oder selbst des gröbern gehechelten Flachses ist, wenn man es genau betrachtet,

immer noch ein Band, welches aus mehreren nebeneinander liegenden Saftröhren oder Fasern besteht. Diese sucht man in allen Ländern, wo man ganz feinen Flachs zu bereiten wünscht, entweder vor oder nach dem Hecheln, oder zwischen dem ersten und zweiten Hecheln durch Schwingen, oder Schlagen, Walzen, Walken oder Rippen zu trennen, so viel wie möglich zu vereinzeln und endlich soll die Hechel, wie alle wissen, die langen und die kurzen, die ganz gebliebenen und die zerrissenen Saftröhren oder Fasern, den Flachs und das Werg scheiden.«

Ueber all' dem Reden und Hören war mir endlich die Pfeife ausgegangen und die Geduld auch. Ich sagte also unverholen: daß ich gern glauben wolle und zum Theil auch einsehe, wie der Flachs wachse und welche Absicht bei jeder Arbeit erreicht werden solle, daß mir aber das alles keinen sonderlichen Nutzen bringen könne, indem ich noch immer nicht wisse: wie er denn seinen Lein-Acker und wie er den Lein selber behandelt habe; um so schönen Flachs zu gewinnen, wie ich seine Töchter ihn spinnen sehe.

»Das zu sagen habe ich Euch gar nicht versprochen« antwortete Otto lächelnd, »wollt Ihr das erfahren, so müßt Ihr den Sommer zu mir auf das Feld kommen. Eure Ungeduld befremdet mich aber keineswegs. Ich bin es längst gewohnt, meine Nachbarn immer nur nach dem »wie?« aber fast niemals nach dem »warum?« fragen zu hören, und doch würde ihnen das warum? weit nützlicher sein; und wenn sie ein wenig die Augen aufthun, ein wenig nachdenken wollten, die Frage nach dem wie? in den meisten Fällen ganz entbehrlich machen.«

»Der Sommer geht uns Landleuten in rastloser Thätigkeit hin und wenn sich auch vielerlei Gedanken und Beobachtungen aufdrängen, so dürfen wir uns doch keine Zeit nehmen sie zu verfolgen; aber in den langen stillen Winterabenden, meine ich, stehe einem verständigen Hausvater nichts besser an, und liege ihm nichts näher, als die mannichfaltigen Gegenstände seines Geschäfts zu bedenken und mit den Seinigen und seinen Freunden zu besprechen.«

»Die Grundsätze, die uns bei unsrem Verfahren leiten müssen, lassen sich durch Nachdenken und durch Zurathezieh̄n eigner und fremder Erfahrungen wohl feststellen und im Gespräch mittheilen und deutlich machen und werden auch nie wieder vergessen, wenn sie nicht blos gemerkt, sondern durch Ueberzeugung in uns aufgenommen, unser Eigenthum geworden sind, die Art aber, wie wir irgend eine Arbeit angreifen und ausführen sollen, das will gesehen, oder noch besser mitgemacht sein, wenn nicht das Gesagte bald vergessen oder mißverstanden werden soll.«

»Mein zu Lein bestimmtes Feld, das freilich schon jetzt vorbereitet ist, liegt nahe bei Eurem Krautacker, da könnt Ihr ja im Lauf des Sommers das ganze Verfahren genau genug kennen lernen und im Herbst werden Euch die Frauen gerne bei der weitern Zubereitung des Flachses zusehen lassen.«

So hatte mich Otto denn abermals, nach seiner bekannten Weise, nicht blos zum Stillschweigen und Nachgeben, sondern zum Nachdenken gebracht. Ich befolgte dankbar seinen Rath und was ich gesehen und gelernt habe, will ich nun treulich wieder erzählen.

Otto's Acker, der an einem westlichen Abhange lag und einen

für Lein etwas zu schweren Boden hatte, war im Herbst, nachdem das Kraut eingethan war, gestürzt worden und sollte nun in der Mitte des März aufgeeggt und flach gepflügt werden. Otto's Sohn, den ich bei der Arbeit antraf, sagte mir, daß sein Vater den Leinacker in der Regel im Frühjahr gar nicht pflüge, sondern nur mehrere Male in verschiedenen Richtungen egge und nach jedesmaligem Eggen zuwalzen lasse, um ihm die Winterfeuchtigkeit zu erhalten. Diesesmal aber müsse er ihn aufpflügen, weil die Erde, bei dem wenigen Frost und vielem Regen des letzten Winters zu fest geworden. In schwererem Boden läßt Otto den Lein am liebsten nach Kartoffeln, Kraut, Erdrüben, Dickwurz und ähnlichen den Acker reinigendbn Pflanzen und im leichtern Boden nach gut bestandnem Klee, Erbsen oder Wicken folgen und hat bemerkt, daß ihm der Lein besser geräth, wenn er höchstens alle sechs Jahre auf dasselbe Feld kommt. Scheint ihm der Boden noch fett genug, so düngt er ihn am liebsten gar nicht, traut er ihm aber nicht Kräfte genug zu, so giebt er ihm im Herbst den Pferg, oder überfährt ihn mit gut verwestem Rindviehmist, der sogleich gespreitet und flach untergepflügt wird, oder begießt ihn im Frühjahr mit Mistjauche, oder bestreut ihn mit Taubenmist oder auch wohl mit Knochenmehl, das er bei solchem Lein, der in die Kleestoppeln gesäet wurde, am wirksamsten gefunden hat.

Otto hält bei dem Lein viel auf frühe Saat, weil er mehr die Trockenheit und die Erdflöhe als den Frost fürchtet. Er läßt entweder den am Morgen frisch geeggten Acker walzen, säet und eggt die Saat sogleich unter, oder er säet am Abend, läßt den Saamen die Nacht über unbedeckt liegen und vom Thau be-

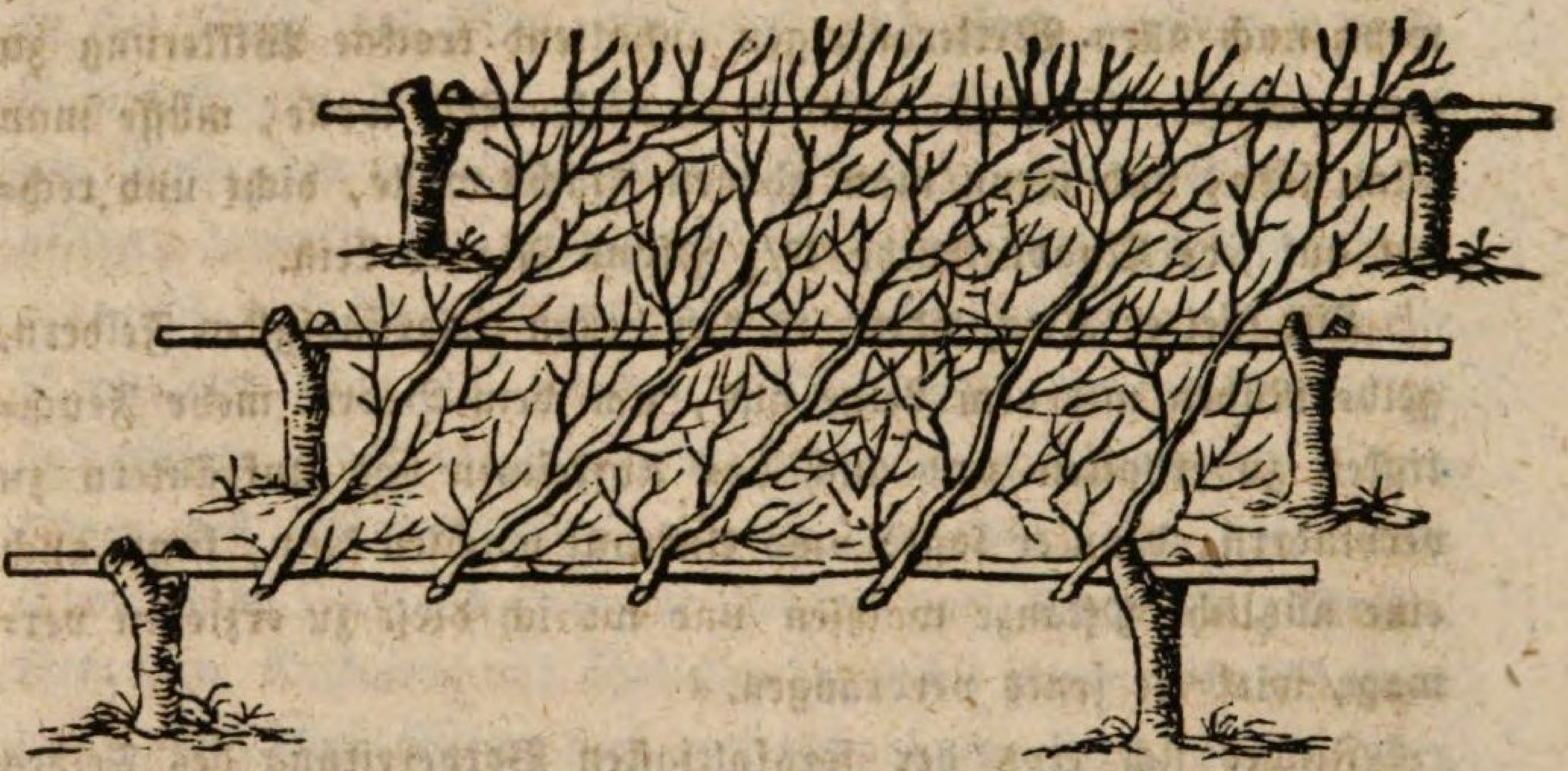
feuchten und eggt ihn am frühen Morgen unter. Nach der Saat walzt er nur solche Felder, die leichteren Boden haben, oder wenn nach allen Wetteranzeigen anhaltend trockne Witterung zu erwarten ist. Er sagt: wenn man vielen Lein wolle, müsse man dünn säen, und wenn man schönen Flachs wolle, dicht und rechnet auf jede Quadratruthe 1¼ Pfund Rigaer Lein.

Oft säet er Klee, oder, in den besten tiefgründigsten Feldern, gelbe Rüben mit dem Leine aus, um dem Boden mehr Feuchtigkeit zu erhalten und auch das Aufkeimen von Unkräutern zu verhindern, denn er sagt: »wo Unkraut wachsen kann, kann auch eine nützliche Pflanze wachsen und wo ich diese zu erziehen vermag, wird sie jenes verdrängen.«

Findet sich trotz der sorgfältigsten Vorbereitung des Feldes dennoch Unkraut ein, welches, wegen nachlässiger Nachbarn, nicht immer zu vermeiden ist, so läßt es Otto von seinen Töchtern und einigen zuverlässigen Gehülfinnen mit der größten Sorgfalt ausjäten und scheut den Aufwand von Zeit und Taglohn nicht, weil er überzeugt ist, daß er an den folgenden Arbeiten wieder eingebracht werde.

Als ich nach einiger Zeit wieder an Otto's Leinacker vorüber ging und der sehr kräftig aufwachsende dicht stehende Lein eine Höhe von 6—7 Zoll erreicht hatte, fand ich ihn und seine Söhne mit einer Arbeit beschäftigt, die mir neu und ganz unbekannt war und eben deswegen wunderlich und überflüssig vorkam. Sie steckten von 6 zu 6 Fuß niedrige hölzerne Gabeln in den Acker, die zwei Fuß lang waren und ungefähr 1¼ Fuß über den Boden hervorragten. Auf diese Gabeln legten sie quer über den Acker dünne geschälte Bohnenstängchen und auf dieselben in entgegenge=

setzter Richtung, leichtes Buchen- und Birkenreisholz, so daß über den ganzen Acker eine Art Gitterwerk entstand.



Damit sich das Reisholz gleichförmig und ordentlich auflegen ließ, waren die auf und abwärts gerichteten Zweige abgeschnitten und nur die seitwärts stehenden gelassen worden. Otto gestand mir zu, daß dieses eine umständliche und zeitraubende Vorrichtung sei, hielt sie aber für unentbehrlich, wenn in gutem Boden und bei passendem Wetter der Lein schnell aufwachse und zu erwarten sei, daß er sich lagern werde. Auch koste sie in der That nur Zeit, aber kein Geld; denn das Holz sei nicht verloren und die Gabeln, die Stängchen und das Reisig würde während des Winters zugerichtet, wo die jungen Bursche doch nicht hinlänglich beschäftigt sind. Wolle man es aber unterlassen und der Lein lagere sich, so sei der Verlust um so größer, weil man gerade eine sehr reiche Erndte des besten und längsten Flachses verliere und bei aller Arbeit, die man sonst noch auf die weitere Bereitung verwenden müsse, größtentheils doch nur

Werg gewinne. Auf weniger fruchtbarem Boden, oder bei dem Anbau des gewöhnlichen kürzeren Leines, sei aber freilich das Stängeln oder Ländern, wie die Niederländer diese Vorrichtung nennen, von denen er dieselbe gelernt habe, nicht nöthig.

Zur Blüthezeit sah man von dem ganzen Geländer fast nichts mehr. Die Leinstengel waren zwischen dem leichten Gitterwerk durchgewachsen und wurden von demselben unterstützt.

Begierig zu sehen, welche Hindernisse diese Stangen und Reiser dem Raufen des Leins entgegenstellen würden, bat ich Otto, mich zur Erndte mitzunehmen. Ich war sehr verwundert, als er mich zu dieser Arbeit zu einer Zeit einlud, als im ganzen Dorfe noch kein Mensch an das Flachsraufen dachte. Der Lein hatte eben erst verblüht, die Knoten waren kaum fest geworden, der Saamen war aus der Milch getreten, aber keineswegs reif, nur die untern Blätter fingen an welk zu werden und die ganze Pflanze hatte zwar ihr frisches Grün verloren; aber sie war doch noch nicht gelb. Otto erinnerte mich aber an das, was er mir an jenem Winterabende über die Beschaffenheit der Leinpflanze und die rechte Zeit ihrer Benutzung gesagt hatte und zeigte mir eine Stelle des Ackers, auf welcher der Lein dünne gesäet und zum Saamentragen bestimmt war, indem er versicherte, daß guter feiner Flachs und öliger, oder zur Saat tauglicher vollkommen reifer Saamen auf derselben Pflanze niemals zu gewinnen sei. Heute also solle nur der »Flachslein« ausgerauft werden.

Das Geländer war nicht so hinderlich, als ich erwartete. Man hatte im Frühjahr am obern Ende des Ackers angefangen zu stängeln, nun sollte am untern Ende mit dem Ausraufen

der Anfang gemacht werden. Einer von Otto's Söhnen fing an die Reiser und Stängchen abzunehmen, und die Gabeln auszuziehen und ein kleiner Knabe ging ihm zur Hand, der, alles abgesondert, hinter den Arbeitern auf ordentliche Haufen legte. So ging es, wie das Ausraufen fortrückte, von einer Reihe der Gabeln zur andern und es gab durchaus keine Störung.

Der grün geraufte Lein kann nicht wie der reif gewordene gleich in die Scheune gebracht und geröstet werden. Er muß erst welken und trocknen und der Saamen muß nachreifen. In dieser Absicht läßt ihn Otto bei schönem windstillem Wetter, dünn ausgebreitet auf dem Felde liegen und wendet ihn um, wenn er auf der einen Seite trocken geworden ist, aber bei der diesjährigen unbeständigen Witterung mußte er ihn etwas mühsam aufstellen lassen. — Es wurden nämlich zunächst drei Hände voll Lein, an ihrem obern Ende mit einem Leinstengel leicht verbunden und wie ein Dreifuß aufgestellt und dann, regelmäßig wechselnd und verschränkt, von der rechten und linken Seite eine Handvoll angelegt, daß sich eine Art Dach bildete, welches an dem zuerst aufgestellten Dreifuß seine Unterstützung fand, und an beiden Enden offen, die Luft frei durchstreichen ließ. Otto's beide Töchter waren mit Aufstellen und einige Kinder mit Zutragen beschäftigt. Und so ging die ganze Arbeit gar schön »zügig« von Statten. Jedes hatte zu thun, keines war überladen und alle wurden fast zu gleicher Zeit fertig mit Abnehmen des Geländers, mit Ausraufen und Aufstellen des Leins.

Nicht unbemerkt darf ich lassen, daß Otto bei allen diesen Arbeiten niemals Eile, sondern nur Sorgfalt empfahl, vor Allem warnte, was den Lein in Unordnung bringen und verwirren

konnte, und mit der größten Aufmerksamkeit jeden noch zwischen dem Lein gebliebenen Unkrautstengel herausnehmen ließ.

Nachdem die Stengel eine schöne gelbe Farbe angenommen hatten, wurden alle die kleinen Dächer umgesetzt d. h. alle einzelne Leinbüschel so umgewendet, daß die bisher nach Innen gerichtete Seite derselben nach Außen zu liegen kam, und der Luft und Sonne mehr ausgesetzt wurden; und wie auch diese Seite gebleicht und der Saamen nachgereift war, wurde endlich der Lein in die Scheune gebracht, geriffelt und zur Röste fertig gemacht.

Ein Theil des Leins wurde zur Bereitung des feinsten und längsten Flachses ausgelesen. Diese Arbeit verrichtete Otto selbst. Er ergriff eine Handvoll Leinstengel oben an den Knoten und schlug das untere Ende mehrere Male gegen ein Stück Holz, daß Staub und Erde wegflog und die kürzern Stengel abfielen. Dann faßte er sie locker zwischen beiden Händen und staugte sie in senkrechter Richtung einigemal auf die Erde, daß alle Wurzeln neben einander zu liegen kamen und die längern Stengel mit ihren Spitzen über die andern hervorragten. Diese zog er mit der rechten Hand aus, während die linke sämmtliche Stengel am Wurzel-Ende fest umschloß. Auf diese Weise wurde aber doch nur so viel Lein behandelt, um einige Pfund des feinsten Flachses zu gewinnen, mit welchem Otto der Geschicktesten und Fleißigsten in seinem Hause ein Geschenk zu machen pflegte, wie schon früher — im ersten Abschnitt erzählt wurde.

Zum Rösten zieht Otto trockne und luftig gelegene Wiesen den Stoppelfeldern vor, und da er selbst solches unergiebiges

Wiesenland nicht hat, so spricht er einen Nachbar darum an, den Lein gegen eine kleine Erkenntlichkeit, auf seiner einmähigen Wiese breiten zu dürfen, und breitet ihn so dünn, daß zu dem Lein von $^1/_4$ Morgen Acker wenigstens $^1/_2$ Morgen Wiesenland nöthig ist. Gegen das Ende des zweiten oder in der Mitte der dritten Woche läßt er den Lein einmal wenden und nach 4 — 5 Wochen werden von Tag zu Tag Proben angestellt; um zu erfahren, ob die Röste vollendet sei. — Andere Proben als uns allen bekannt sind, hat er nicht; nur wiederholt er sie öfter und vielleicht auch sorgfältiger, als die meisten unter uns, weil ihm zu viel daran liegt, daß weder durch zu starkes Rösten die Fasern angegriffen, noch durch unvollendetes Rösten das Brechen erschwert und in beiden Fällen der Flachs zu Werg gemacht werde. Bricht das Holz beim Proben mit den Händen leicht, und schält sich der Bast auch am obern Ende ohne Schwierigkeit los oder springt er von selbst ab, so fährt er den Lein doch nicht gleich ein, sondern läßt ihn handvollweise aufnehmen, wenden und mit den Spitzen aneinander kreisrund aufstellen, daß es runde zugespitzte Hütchen giebt, die an der Spitze mit einem Leinstengel leicht umwunden werden und einige Tage stehen bleiben, damit der Lein vollkommen austrocknen und in der Scheune nicht erwarmen und gähren könne.

Aus demselben Grunde läßt er auch die Garben nicht ganz fest binden und stellt sie in der Scheune lieber auf, als daß er sie legt.

Auf meine Frage: warum er von den Niederländer Flachs-Bauern nicht auch die Wasserröste, von der ich schon oft hätte reden hören, eben so wie das Stenglen des Leins angenommen

habe? erwiederte mir Otto: »Wenn ich in einer warmen Gegend, in einem ebenen Sandlande wohnte, wo oft lange kein Thau und kein Regen fällt und wo es an langsam fließenden oder stehenden weichen Wassern nicht zu fehlen pflegt und wo man Gelegenheit hat, den aus dem Wasser genommenen Flachs, in der warmen sonnigen Luft schnell zu trocknen, da würde ich meinen Lein auch im Wasser rösten; da ich aber hier am Abhang der Berge wohne, wo wir hartes, kaltes zur Röste wenig geeignetes Quellwasser haben, und wo ich oft verlegen sein würde den im Wasser gerösteten Flachs so schnell, als es erforderlich ist, zu trocknen, da benutze ich lieber den häufig fallenden Thau und Regen zum Rösten des Flachses. Uebrigens habe ich die Vortheile, welche die Wasserröste gewährt, während meines Aufenthalts in den Niederlanden wohl kennen gelernt und weiß recht gut, daß sie weit schneller — bei sonnigem Wetter in 10 bis 12 Tagen — beendigt ist, daß sie weniger Arbeit erfordert, daß man weniger Flachs verliert und daß er zäher und nur allein zu dem allerfeinsten Garn, aus welchem Spitzen und Batist bereitet werden, brauchbar ist; aber erstlich will ich solche Herrlichkeiten gar nicht machen lassen, sondern nur schöne Hausleinen, und dann habe ich wohl auch gesehen, wie sehr nachtheilig das geringste Versäumniß werden kann. Denn hat der Wasserflachs einmal den rechten Grad der Röste erreicht, und man läßt ihn nur einige Tage, oder bei warmem sonnigen Wetter, selbst nur wenige Mittagsstunden länger in der Grube, so wird er von der Fäulniß ergriffen und ist in Gefahr zu verderben.«

»Auch ist die ganze folgende Bearbeitung des Wasserflachses schwieriger, als die des Landflachses und selbst auf der Bleiche

wird das von erstern gewebte Tuch nicht so schnell und vollkommen weiß.«

»Das Verfahren der Niederländer bei der Wasserröste habe ich mir indessen genau gemerkt und will es Euch jetzt im Heimgehen gerne beschreiben.«

„Die Niederländer bewahren gewöhnlich den getrockneten und geriffelten Lein über Winter in einer luftigen Scheune auf und rösten ihn erst im Frühjahr. In dieser Absicht binden sie ihn in kleine, lose Gebunde, die man mit 2 Händen umfassen kann, und stellen diese aufrecht in eine ausgemauerte Grube, bedecken sie mit etwas Stroh, Brettern und Steinen und füllen die Grube mit Wasser an, welches 4 — 6 Zoll über dem Flachs steht. Oder sie stellen diese Büschel ebenfalls aufrecht, in eine Art großer Kasten, dessen Wände und Boden aus Gitterwerk bestehen. Diese Kasten werden zwischen Pfähle in einen langsam fließenden Fluß gebracht, der Flachs mit Wasser begossen und dann mit Brettern und so vielen Steinen bedeckt, bis der ganze Kasten mit dem Flachse untersinkt. — In diesen Kasten oder Gruben ist der Flachs bei warmer sonniger Witterung nach 4 — 6 und bei kühlem trüben Wetter nach 10 — 12 Tagen geröstet. Ein Zeichen der Reife ist: daß ein Kränzchen aus Leinstengeln geflochten im Wasser untersinkt und daß das Holz beim Knicken der Stengel leicht und völlig bricht. Nun muß der Flachs, ohne alle Säumniß; es mag Tag oder Nacht, Sonntag oder Werktag sein, herausgenommen; und die Büschel müssen dachförmig gegeneinander aufgestellt werden, damit das Wasser leicht ablaufen kann. Nach 4 — 6 Stunden werden die Büschel aufgebunden, der Flachs wird auf eine Wiese ganz dünn ausgebreitet,

nach 8 — 12 Tagen einmal gewendet und in der dritten oder vierten Woche eingefahren.

Gewöhnlich läßt Otto den gerösteten Flachs über Winter liegen, dürrt ihn im Frühjahr an der Sonne und läßt ihn sogleich brechen. Das bei uns am allgemeinsten übliche Dürren in Gruben über flammendem Feuer im freien Feld, hält er für das verderblichste. Er meint, daß die oben liegenden Stängel zu wenig und die untern zu stark gedürrt, zu spröde und brüchig und daher beim Brechen zu viele Fasern zerrissen würden. Besonders verdrießlich ist es ihm, daß die Arbeit bei üblem Wetter nicht fortgesetzt werden kann, oder, wenn es geschieht, die Absicht nicht erreicht wird. Er hat deßwegen schon oft gewünscht, daß auch bei uns, wie es in andern Ländern üblich ist, jede Gemeinde ihr Dürr- und Brechhaus haben möchte. Da es uns aber daran noch fehlt und wahrscheinlich noch lange fehlen wird, so dürrt Otto den Flachs, der den Winter über verarbeitet werden soll, im Backofen. Ob dieser, wenn das Brod heraus ist, die rechte Wärme hat, erfährt er durch ein kleines Büschelchen Flachs, das bis in die Mitte hineingeschoben, und nach ganz kurzer Zeit wieder herausgezogen wird und vollständig erwärmt, aber nicht versengt sein darf. Den Lein läßt er regelmäßig aufschichten und dann die Oeffnung des Ofens mit Backsteinen verschließen.

Um die holzigen Theile in den Stängeln zu spalten und mürbe zu machen und so das Brechen zu erleichtern, läßt Otto den Lein vorher mit hölzernen Schlägeln tüchtig durchklopfen. Da ihm viel daran liegt, daß der Lein gleich aus dem Ofen auf die Breche komme, so läßt er diese Arbeit durch einen seiner

Söhne verrichten, der, mit der linken Hand die kleinen Büschel wendend und in der rechten Hand den Schlägel führend, so wacker darauf klopfte, daß er 6 Brecherinnen vollkommen beschäftigte.

Otto's Brechen sind wie die unsrigen, nur etwas leichter, und an den Kanten abgerundet, weil er das Zerreißen der Fäden verhüten will und den Brecherinnen immer nur eine ganz kleine Handvoll Lein zu nehmen gestattet.

Bei dem Schwingen des Flachses sah ich in Otto's Hause nichts, was von unserer gewöhnlichen Handlungsweise abgewichen wäre. Anstatt der gewöhnlichen Hecheln aber hat sich Otto einige aus den Niederlanden von rheinischen Schiffern mitbringen lassen, die größer als die unsrigen und sehr dauerhaft verfertigt sind. Die Zähne stehen $2^1/_4$ Zoll über den Block hervor und sind in Eisenblech eingelassen, damit sie nicht so leicht wandelbar werden. Auf den äußeren Zahnreihen stehen die Zähne enger und auf den innern weiter von einander. Jede dieser Hecheln ist $8^3/_4$ Zoll lang und $5^1/_2$ Zoll breit und diejenige, welche zum letzten Hecheln bestimmt ist, enthält auf diesem Raum 820 Zähne, die andern aber ungefähr $^1/_3$ weniger.

Zwischen dem ersten und zweiten Hecheln nahm Otto noch eine Arbeit vor, die er Rippen nannte. Er setzte sich auf einen niedrigen Stuhl, breitete ein Stück Schweinsleder über den rechten Schenkel, das er mit einem Riemen befestigte, legte sich ein breites Messer von gutem Stahl mit stumpf abgerundeter Schneide, das er ein Rippeisen nannte, zurecht, wickelte das Ende von einer Handvoll Flachs, das in einen Knoten geschlungen war, so um den Daumen und Zeigefinger der linken Hand,

daß er den Knoten fest in der Höhlung derselben halten konnte und zog nun das frei herabhängende Ende mehrere Male zwischen der Schneide des Rippeisens und der ledernen Schürze durch und wußte nach jedem Zug durch eine eigene Handbewegung den Flachs auszubreiten und zu wenden. Mit dem entgegengesetzten Ende, das er in der Hand gehalten hatte, nahm er dasselbe vor.

Durch dieses Rippen hatte der Flachs auffallend an Glanz und Feinheit gewonnen, so daß er jetzt fast ohne allen Abfall durch die zweite engere Hechel gezogen werden konnte.

Damit war endlich die ganze Bereitung vollendet, Frau Otto und ihre Töchter flochten die glänzende Gabe in zierliche Risten und schichteten sie in einem Faß auf, das mit einem Deckel verschlossen und mit einigen großen Steinen beschwert wurde.

(Aus den Nass. Landeskalendern.) W. A.

Ueber landwirthschaftliche Versuche und Vorbilder.

Der Landbau kann ein Handwerk, eine Kunst oder eine Wissenschaft genannt werden.

Es kommt darauf an, wie man ihn betrachtet und wie man ihn betreibt.

Wer, ohne Nachdenken über den Zweck und Erfolg seiner Arbeit, zur herkömmlichen Zeit und auf herkömmliche Weise pflügt, eggt, säet, erntet und drischt und alle diese Geschäfte mit treuer Sorgfalt verrichtet, ist gewiß ein ehrenwerther Landmann,

aber er wird ein ländlicher Handwerker bleiben; er wird sein Gut nicht verbessern, aber er wird es auch nicht schlechter werden lassen; er wird nicht reich, aber er wird auch nicht arm werden. Er fördert sein Gewerbe nicht; er läßt alles wie es ist. So leben und handeln bei weitem die meisten der ländlichen und städtischen Gewerbsleute. Dieses Verfahren ist der Sinnesart der meisten Menschen angemessen. Und es ist gut, daß es so ist, denn durch sie wird das Bestehende, das längst Erprobte geschützt; durch sie wird jedem Geschäft Haltung und Festigkeit gegeben.

Wer sich einen ausgezeichneten Landwirth zum Vorbild wählt und seine Einrichtungen auf eine geschickte Weise nachzuahmen versteht, oder wer in verschiedenen Ländern vorzüglich eingerichtete, größere oder kleinere Landgüter zu sehen Gelegenheit hatte und das Nützlichste, Beste, Schönste, was er in allen Zweigen der Feldwirthschaft sah, auf seinen Hof überzutragen, und das Zusammengehörige so zu ordnen, auszuführen, zu erhalten weiß, daß ein neues schönes Ganzes daraus hervorgeht und mit lebendiger Kraft fortbesteht, der ist kein Handwerker mehr, der darf ein Künstler und sein Werk darf ein Kunstwerk genannt werden. Noch mehr verdient er diesen Ehrennamen, wenn er kein fremdes Muster bedarf, wenn er nicht erst [viele] einzelne Stücke aufsuchen und zusammenfügen muß, sondern das Bild der in allen ihren Zweigen zweckmäßigsten, nützlichsten und schönsten und deßwegen den Besitzer und die Seinigen am reichlichsten nährenden, am meisten erfreuenden, befriedigenden und beglückenden Wirthschaftseinrichtung in sich trägt und um sich her zu gestalten versteht.

Wer nicht blos nachahmt, nicht blos die Erfahrungen Anderer benutzt und überträgt, sondern von allen Erscheinungen im ländlichen Gewerbsleben den Grund aufzufinden strebt; wer nicht damit zufrieden ist zu wissen, daß dieser oder jener Boden so oder so behandelt werden müsse, um irgend eine gewisse Pflanze zu tragen, sondern fragt: warum diese Pflanze gerade diese Behandlung fodere, warum sie, früher oder später geerntet, die Thiere besser oder schlechter nähre u. s. w.; wer sich diese Fragen, deren sich dem Aufmerksamen täglich so viele aufdrängen, zu beantworten sucht, und wem es gelingt, in Allem, was ihn umgibt und was um ihn vorgeht, den nothwendigen Erfolg auf einander wirkender Naturkräfte zu erkennen und die erforschten allgemeinen Gesetze, für sich oder Andere, auf die Anordnungen in seinen Geschäften richtig anzuwenden, von dem darf gesagt werden, daß er den Landbau wissenschaftlich*) auffasse.

Es ist aber noch eine Klasse der Landwirthe übrig, deren es zu allen Zeiten viele gegeben hat: jene Liebhaber der Landwirthschaft, von denen sich einige mit dem Ganzen des Landbaues befassen, andere nur einzelne Zweige mit besonderer Vorliebe hegen und pflegen, und die meisten oft mit ihren Liebhabereien wechseln, gewöhnlich allem Neuen nachjagen und jedesmal die eben jetzt empfohlene, eben jetzt Mode gewordene, eben jetzt in allen Zeitschriften besprochene Pflanze oder Thier-

---

*) Ein großer deutscher Schriftsteller spricht witzig „von der Kunst und Wissenschaft der Malerprofession." Man sieht, daß dieser Witz auch auf den Landbau anzuwenden ist.

rasse, oder Geräthschaft, oder Wirthschaftsmethode für die einzig gute, ganz allein Heil und Segen bringende, halten; besonders wenn sie recht weit herkommt, von allem bisher Bekannten und bisher Ueblichen abweicht und die Vereinigung einer Menge Vorzüge verspricht, obschon sie, ihrer Natur nach, gar nicht vereinigt sein können. *)

Der ländliche Handwerker braucht weder Künstler noch Gelehrter zu seyn. Er »schafft« (im eigentlichen und im volksthümlichen Sinne des Wortes) von Tag zu Tage, nützt Allen und schadet Keinem. Der Künstler muß zugleich Handwerker seyn, damit das schöne Bild eines vollkommenen Landhaushaltes verwirklicht werde. Er arbeitet eigentlich für die Gegenwart und nützt am meisten sich und den Seinen; andern nur mittelbar, nur zufällig, indem er ihnen in seinen Schöpfungen ein Bild aufstellt, das sie zur Nachahmung reitzen kann. Der Wissende (der Gelehrte) muß, wenn er ausübender Landwirth seyn will oder soll, zugleich auch Handwerker und Künstler seyn, weil ihm sonst das Geschick mangelt, die erforschten Wahrheiten auf sein Geschäft anzuwenden, in jedem Augenblick mit Gewandtheit und Sicherheit von seinem Wissen Gebrauch zu machen. Vereinigt er alle diese Eigenschaften, so ist wohl kein anderer Landmann des Erfolges seiner Unternehmungen sicherer und keiner ist

*) Manche beschäftigen sich ein ganzes Leben hindurch ausschließlich und practisch mit Landbau und bleiben doch nur „Liebhaber der Landwirthschaft;“ Andere, die sich bescheiden so nennen, sind dennoch „ächte Kunstgenossen,“ obgleich sie nur wenige freie Stunden, oder spätere Lebensjahre dem Landbau widmen können. Alles kommt auf den Geist, auf den Sinn an, der in ein Geschäft gelegt wird.

so sehr davon erfreut, weil er sich von jeder Maßregel Rechenschaft geben kann und ihm das Gelingen zugleich geistigen Genuß gewährt. Er arbeitet vorzüglich für die Zukunft, die seine Lehren, wenn sie wahrhaft begründet sind, nicht vergessen, nicht untergehen lassen wird. Er nützt in der Regel nur Andern, wenn er mit treuem Fleiße forscht und das Erforschte redlich mittheilt, und schadet nur sich, indem er oft über seinen Forschungen die augenblicklich nöthige Aufsicht oder Anordnung versäumt, oder den Gewinn nicht hoch genug anschlägt *). Geringer sind die Forderungen, welche die Liebhaber der Landwirthschaft an sich machen. Sie ergreifen irgend einen Zweig unserer Kunst mit vieler Lebendigkeit, widmen ihm jede freie Stunde so lange er ihnen gefällt und wenden sich zu einem andern, sobald er sie langweilt. Sie sind es, die, mit so leichter Mühe, doch abwechselnd am meisten nützen und am meisten schaden. Schaden, weil sie, ohne ernste und gründliche Untersuchung des Gegenstandes, des Ortes, der besondern und so einflußreichen Verhältnisse der Bewohner, immer das Neue empfehlen — ehe man es nur irgend erwartet — gleich wieder etwas Neueres zu empfehlen haben. Nützen, weil sie allen neuen Entdeckungen nachspüren, sie aus dem Buch in das Feld, den Garten übertragen, indem sie fast die einzigen Landleute sind, die etwas zu

*) Man hat von einem Kunstkenner — Winkelmann — gesagt: er sey ein „inwendiger Bildhauer," d. h. er wisse vollkommen, was zu einem vollendeten Bildwerke gehöre; er trage es in sich, aber er vermöge nicht es äußerlich darzustellen. Auch hat Niemand von ihm erwartet, daß er den Meisel ergreifen und ein Marmorbild aushauen werde.

versuchen wagen, die, bei der Fülle der Hoffnung, die ihnen eigen zu sein pflegt, nach hundert Fehlschlagungen nicht müde werden, Neues zu versuchen.

Was soll nun, zwischen allen diesen Leuten, der, zwar nicht wissende, aber doch nach Wissen redlich strebende Landmann thun? — Er soll Alle ihre verschiedenen Wege gehen lassen, soll Alle dulden und achten, und von Allen zu lernen suchen.

Um ihm dieses zu erleichtern, um die Ergebnisse der Versuche Allen zur Kunde zu bringen, um Vorbilder der besten Wirthschaftsweise aufzustellen, um endlich auch die Lehre vom Landbau wissenschaftlich zu begründen, hat man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts angefangen, Versuchswirthschaften und Musterwirthschaften anzulegen und eigene Ackerbauschulen zu gründen *).

Nur zu oft sind Versuchs- und Musterwirthschaften verwechselt worden, entweder, weil sie wirklich in einander übergingen, die Musterwirthschaft nur Versuche machte, und die Versuchswirthschaft als Muster auftreten wollte, oder weil die wenigsten einen richtigen Begriff von dem einen oder andern hatten.

Diese Vermengung der Begriffe hat immer und aller Orten beiden Unternehmungen gleich sehr geschadet.

Man hat von der Versuchswirthschaft große Renten erwartet und von der Musterwirthschaft verlangt, daß sie alle neu erfundenen, nöthigen und unnöthigen Werkzeuge gebrauchen, und alle

*) Solche Anstalten wurden zuerst in England, in Schweden, in Böhmen und in der Schweiz errichtet; später folgten Norwegen, Rußland, Oestreich, Preußen, Holland, Bayern, Nassau und Würtemberg, und eben jetzt ist man mit deren Anlage in Dänemark, Mecklenburg und Pommern beschäftigt.

in den neuesten Zeitschriften empfohlenen Pflanzen oder Thiere erziehen soll.

Natürlich hat man sich, bei so widersprechenden Wünschen, immer in den Erwartungen getäuscht gesehen, und an vielen Orten hat man, der Sache müde, die Unternehmung liegen lassen.

Dieses Liegenlassen hat die Fortschritte unserer Kunst meistens mehr gehemmt, als solche Unternehmungen in der kurzen Zeit ihrer Dauer sie fördern konnten, und die gemächlichen Freunde des Herkommens haben sich jedesmal in ihren Ansichten von der Unverbesserlichkeit des einmal Bestehenden auf's neue befestigt gefühlt.

Musterwirthschaften können nicht so gerade hin, willkührlich, nach vorgefaßten Meinungen, nach Lieblingsideen angelegt werden. Sie dürfen kein Spiel, sie müssen der Gegenstand, das Ergebniß ernsten Nachdenkens sein.

Sie müssen unmittelbar aus den nächsten Bedürfnissen des Volks, aus den besonderen natürlichen Eigenthümlichkeiten jeder Gegend hervorgehen und keinen größern Kreis der Wirksamkeit verlangen oder erwarten, als ganz verwandte, natürliche und bürgerliche Verhältnisse gestatten.

Sie dürfen nicht ein allzuferne stehendes, kaum erreichbar scheinendes Bild landwirthschaftlicher Industrie darstellen, das etwa nur mit großem Aufwand, in den günstigsten Zeiten, unter dem glücklichsten Zusammentreffen vieler fördernden Umstände und nur mit plötzlicher Umwandlung alles Bekannten und Gewohnten zu erringen ist.

Sie dürfen vielmehr von den Wirthschaften der Nachbarn immer nur einen Schritt in der Kultur voraus sein; und dieser

eine Schritt muß ohne sonderliche Schwierigkeit nachgeahmt werden können und der Lohn dafür muß vor Augen liegen.

Die Verhältnisse des Hofs, der zur Musterwirthschaft bestimmt ist, und des Mannes, der ihn verwaltet, müssen dem Verhältnisse der Männer, denen er zum Vorbild dienen soll und ihren Wirthschaften möglichst nahe kommen. Denn es hilft wenig, dem armen Mann das schöne Vieh in des Reichen Stall zu zeigen und die fetten Saaten auf des Reichen Feldern! Er sieht das seufzend an und sagt: »der kann das haben, der kann das thun! aber wir andern?«

Wenn die sogenannten Musterwirthschaften, die man seit etwa 40 oder 50 Jahren in mehreren Ländern entstehen und untergehen sah, die Kunst des Ackerbaues nicht auf eine so bemerkbare Weise förderten, als man erwartete, so ist dieses vielleicht hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß sie nicht aus dem wirklichen Bedürfniß der zunächst wohnenden Landleute hervorgingen, daß sie nach einem ganz andern, fremden, den nächsten Umgebungen nicht anpassenden Plane angelegt waren.

Wie ich mir das Wesen und die Richtung der Wirksamkeit einer solchen sogenannten Musterwirthschaft denke, so ist die Anlage dazu in jedem Lande schon wirklich vorhanden, und nichts als eine weitere, allmählig fortschreitende Ausbildung ist erforderlich.

Der Grund und Boden mag in dem einen Lande in kleine Stücken vertheilt in der Hand des eigentlichen Bauern, oder, in einem andern Lande, in sehr großen Gütern in dem Besitz reicher Gutsherren sein, die einen ehrenden Beruf darin finden, ihr Eigenthum selbst zu verwalten, so wird man gewiß unter

diesen viele einzelne Männer finden, die ihren kleinen Hof oder ihr großes Landgut mit dem rühmlichsten Fleiß, mit Ueberlegung, Ausdauer, Ordnung und daher gewiß auch mit gutem Erfolg bewirthschaften.

Solche Männer sind, nach meiner Meinung, die geborenen Musterwirthe für ihre Umgebung; jene für die Besitzer kleiner, diese für die Besitzer großer Güter.

Es scheint daher nur nöthig, die rechten Männer in den passendsten Gegenden auszuwählen und sie auf jede Weise in der Vollendung ihres schön begonnenen Werkes zu unterstützen.

In einem Lande, das gar keine ganz großen Güter hat, und wo die wenigen größern Höfe verpachtet sind, dürfen es gewiß keine andern als Bauern sein. Sie theilen mit ihren Nachbarn alles, was den Anbau ihrer Felder erschwert oder erleichtert, ihre Aecker liegen zerstreut zwischen denen der Andern, ihr Vermögensstand, ihre Lebensweise ist der der übrigen Bauersfamilien gleich; sie tragen mit ihren Nachbarn die gleichen Lasten und leiden mit ihnen unter demselben Druck augenblicklicher Unbilden der Zeit.

Ist ein solcher Mann aufgefunden, der den rechten Sinn für unser Gewerbe in sich trägt, so ist zunächst die Frage zu entscheiden: nicht blos, welcher Zweig des Feldbaues in der dortigen Gegend am meisten vernachlässigt, sondern vielmehr: welches das hauptsächlichste Bedürfniß der Bewohner sei? Aus der Entscheidung dieser Frage geht die Aufgabe, welche die Musterwirthschaft zu lösen hat, von selbst hervor. Sie soll durch Beispiel dieses Bedürfniß decken und das Fehlende in möglichster Vollkommenheit ergänzen lehren. Sie darf sich aber nicht in Versuchen verlieren, sondern muß sich streng in den Schranken des

Bedürfnisses und derjenigen Gesetze halten, welche aus der Beschaffenheit des Boden und Klima's für das Gedeihen der Pflanzen hervorgehen und nie ungestraft überschritten werden.

Das Ziel dieser Unternehmungen: »Bilder vollkommner Bauerwirthschaften aufzustellen« würde aber noch nicht erreicht, wenn man etwa auf dem einen Hofe ein Beispiel von vorzüglicher Viehzucht, auf dem andern von guter Feldwirthschaft oder ausgezeichnetem Wiesenbau, oder sorgsamer Düngerbehandlung u. s. w. aufstellen wollte, denn solche Beispiele sind schon jetzt in mehrern Dörfern bei einzelnen Landwirthen anzutreffen, aber das ist selten, daß auf Einem Hofe, in Einem Haushalte alle der Gegend eigenen oder ihr doch mit gutem Grunde zu empfehlenden und leicht ausführbaren ländlichen Erwerbszweige mit gleicher Kenntniß und gleichem Eifer besorgt würden, daß man sagen könnte: hier fehlt nichts und nichts ist überflüssig; die Arbeitskräfte sind so gegen die Arbeit, die Arbeit ist so gegen den Ertrag abgewogen, die Anzahl des Viehes ist nach der Futtererndte und diese nach dem Bedürfniß an Dünger so wohl berechnet, daß nirgends ein Mißverhältniß hervortritt, alle Arbeiten werden zur rechten Zeit, wenn ihr Erfolg am sichersten ist, verrichtet und die reichen Erndten werden so sorgfältig eingebracht und verwahrt, und im innern Haushalt so zweckmäßig verwendet, daß eben dadurch jedes einzelne Erzeugniß den höchsten Werth erhält, und aus der Zusammenwirkung, aus dem Einklang aller dieser Anordnungen ihr schönstes Ziel: ein sittlich reines, heiteres, durch keine nagende Sorge getrübtes, durch keinen Zank gestörtes Familienleben hervorgeht, und selbst in den zierlich geordneten Umgebungen des Hauses — dem Garten — den Geist des

Friedens und des wohlgeordneten friedlichen Thuns erkennen läßt, der im Innern herrscht.

Je schwerer es ist, ein, so nach allen Richtungen hin vollendetes Bild ländlicher Betriebsamkeit darzustellen, desto weniger darf man hoffen, Viele zu finden, die es auszuführen im Stande sind, und desto weniger muß man erwarten, daß schon in ganz kurzer Zeit das Ziel erreicht sein könne.

Die Wenigen, die sich eines solchen Unternehmens gewachsen fühlen, dürfen freilich in ihrem wohlwollenden Eifer nicht erschlaffen, aber sie müssen auch nicht zu übermäßiger Eile angetrieben werden. Sie müssen, ihres Zieles sich bewußt, und es fest im Auge behaltend, mit scheinbar unbedeutenden Gegenständen den Anfang machen, die jedoch zu spätern größern Unternehmungen vorbereiten, müssen nach und nach zu dem wichtigsten und wesentlichsten übergehen, und zuletzt den Kreis ihrer Bemühungen mit den äußern Anordnungen schließen, die das Leben des Landmanns erheitern und verschönern können.

Diese Männer müssen auf keine Weise ausgezeichnet, nicht öffentlich belobt werden u. dgl. Es braucht im Anfang nicht einmal bekannt zu werden, daß solche Musterwirthschaften errichtet sind und wer ihnen vorsteht. Dergleichen Auszeichnungen erwecken nur Spott und Mißgunst und nehmen im Voraus gegen den Mann ein, der sich und sein Thun Andern zum Muster aufdrängen will, und geben Veranlassung, daß nur die Fehler seiner Wirthschaft allenthalben bekannt und Jahre lang besprochen werden, aber gewiß nicht ihre Vorzüge, die man geflissentlich unbeachtet läßt.

Geleitet und unterstützt können diese Wirthschaften auf folgende

Weise werden: Die Regierung oder die landwirthschaftliche Gesellschaft, wo eine solche besteht, wählt durch Sachkundige in jedem District, der durch ähnliche Natur- und Gewerbsverhältnisse von den andern Landestheilen geschieden ist, einen vorzüglichen Landwirth aus, macht ihn auf diese oder jene mangelhafte Einrichtung, die seine Wirthschaft noch mit denen der Nachbarn gemein hat, aufmerksam und sucht ihn zur Abänderung zu bewegen. Ist damit irgend ein Aufwand oder die Wahrscheinlichkeit eines Verlustes verbunden, so erhält er im ersten Fall die erforderliche Summe als unverzinsliches Anlehen oder als Geschenk aus der Kasse der Gesellschaft, und im letztern wird ihm Entschädigung versprochen, wenn die in Vorschlag gebrachte Einrichtung mehr zu seinem Nachtheil als Vortheil ausfallen sollte.

Auf ähnliche Weise wird von Jahr zu Jahr fortgefahren, bis man endlich sagen kann, daß das oben aufgestellte Bild einer vollkommenen Bauernwirthschaft erreicht ist.

Uebrigens bleibt der Besitzer der Musterwirthschaft unbeschränkter Verwalter seines Eigenthums. Jene Männer stehen ihm nur berathend zur Seite, nicht befehlend. Auch dürfen die Fälle, daß ihm Schadenersatz geleistet werden muß, nur äußerst selten vorkommen. Sie sind immer der Beweis eines Mißgriffs. Der Musterwirth darf nie zu Versuchen verleitet und noch weniger darf er mit Erfüllung geistloser Formeln und mit kleinlichen Spielereien gequält werden. Das könnte ihn nur vom rechten Weg abbringen und seine Wirthschaft dürfte Andern mehr zum warnenden Beispiel als zum nachahmungswerthen Vorbild dienen. — Der Besitzer der Musterwirthschaft muß seinen Wohlstand vermehren oder wenigstens erhalten. Das ist die erste Bedingung seiner Wirksamkeit.

Wenn er fremde Zuschüsse bedarf oder gar verarmt, so helfen alle seine Künste nichts. Es ist nicht genug, daß er schönes Vieh besitze und schönes Korn! Es muß ihn auch wenig kosten und viel eintragen! Es muß aus seiner Gesammtwirthschaft ein großer reiner Gewinn hervorgehen.

Einen ganz andern Zweck, eine weniger praktische und mehr wissenschaftliche Richtung haben ganze Höfe oder einzelne Felder, die ausschließlich zu landwirthschaftlichen Versuchen bestimmt sind. Bei diesen ist die Belehrung, die sie geben, der Ertrag, den man von ihnen erwarten muß. Sie sind etwa mit jenen Arbeitsstuben (Laboratorien) zu vergleichen, in welchen gelehrte Scheidekünstler, unbekümmert um den augenblicklichen Gewinn oder Verlust, ihre Versuche anstellen und es Andern überlassen, die nach jahrelanger Beobachtung aufgefundenen Ergebnisse, auf ihre Gewerbe anzuwenden.

Zur Anlage einer Versuchswirthschaft, welche den Zweck, der in der Benennung liegt, möglichst vollständig erfüllen soll, gehören zwei wesentliche Hauptstücke, die nicht leicht aufzufinden und zu vereinigen sind, nämlich erstlich als Verwalter derselben ein Mann, welcher die Fragen, die wir in Versuchen der Natur vorlegen und die sie uns in ihrer lebensvollen Bilderschrift beantwortet, zu entziffern versteht. Wer sich diesem eben so anziehenden als schwierigen Geschäft widmen will, muß eben so genau die Irrthümer, die Zweifel, die Vorurtheile des practischen Landwirths als den dermaligen Stand der Cultur kennen; er muß aber auch mit den Gesetzen der Natur vertraut seyn, er muß ihr auf ihren geheimen Wegen nachzugehen nicht müde

werden und darf keine Stunde verloren achten, die er mit Untersuchung des scheinbar Unbedeutenden oder mit Aufzeichnung des Beobachteten zubringt. Aber eben deßwegen kann er sich auch mit keiner anderen als nur mit dieser einen Aufgabe beschäftigen. Er darf sich durch keine andern Angelegenheiten zerstreuen lassen. Er muß sich ganz der Beobachtung und der Leitung aller einzelnen Versuche hingeben und darf nicht fürchten, daß er jemals unbeschäftigt sey, umsoweniger als auch das zu seiner Obliegenheit gehört, sich durch Lectüre über die Fortschritte zu belehren, die an anderen Orten durch ähnliche Beobachtungen vorbereitet werden, — und ein, wo möglich arrondirtes, Landgut von 1 — 200 Morgen, welches eine solche Lage und Beschaffenheit des Bodens hat, daß die im Lande vorkommenden oder die am meisten zu empfehlenden wichtigsten Pflanzengattungen mit einiger Sicherheit des Erfolgs angebaut werden können.

In dieser letzten Beziehung lassen sich die in größerer Menge anzustellenden Versuche etwa in folgende Abtheilungen bringen:

1) Versuche über verschiedenartige Behandlung unserer gewöhnlichen Ackerpflanzen, zu denen z. B. das Feld tiefer oder flacher, eben oder in Beeten gepflügt werden kann, die in verschiedener Tiefe, früher oder später, dünner oder dicker, breitwürfig oder in Reihen gesäet, mit verschiedenen Mitteln oder auch gar nicht gedüngt, und auch während ihres Wachsthums und bei der Erndte nach verschiedenen Grundsätzen behandelt werden können.

2) Versuche über den Anbau derselben Pflanzen, aber in verschiedenen Lagen und auf verschiedenem Boden.

3) Versuche über den Anbau weniger bekannter Pflanzen,

deren Behandlungsweise, Gedeihen, Ertrag noch unsicher ist und eben durch die Versuche ausgemittelt werden soll. Hier treten wieder alle Wechselfälle ein, die schon unter 1 und 2 angedeutet wurden. Bei diesen Versuchen leuchtet am besten ein, wie nützlich selbst die mißlingenden sein können. Mißräth eine Pflanze auf jedem Boden, bei jeder Behandlungsweise mehrere Jahre nach einander bei nasser und trockener, kalter und warmer Witterung, so dient dieses gewiß zur Warnung, sie nicht allgemein zum Anbau zu empfehlen; während eine andere, die unter verschiedenen Verhältnissen der Witterung und des Anbaues leicht gedeiht und einen großen Ertrag liefert, mit desto größerer Sicherheit empfohlen werden darf.

4) Versuche über den Wechsel der Früchte. Diese würden eine unendliche Reihe bilden, wenn man sie lückenlos durchführen und nicht lieber, zur Vereinfachung, die Pflanzen nach der Art ihres Anbaues und nach dem Zustand, in welchem sie den Boden zurücklassen, eintheilen und unter Körnerfrüchte, die im Herbst oder Frühjahr gesäet werden, Behackte- oder Brachfrüchte und Futterkräuter zusammenfassen wollte. Demungeachtet ist die Mannigfaltigkeit noch immer außerordentlich groß, und der Erfolg, der sich natürlich nach jedem Umlauf deutlicher ausspricht, oft sehr überraschend.

5) Versuche über verschiedene Wirthschaftsarten stehen mit obigen in unmittelbarer Verbindung und werden durch Vergleichungen des Fruchtstandes, des Dünger- und Arbeits-Aufwandes und des Ertrags bei sonst gleichem Umfang und Boden und gleicher Bestellungszeit sehr belehrend.

6) Versuche über den gleichzeitigen Anbau verschiedener Pflanzen

auf demselben Felde (Mengefrüchte) sind noch in großer Anzahl anzustellen übrig und versprechen äußerst nützlich zu werden. Man wird annehmen dürfen, daß zwischen allen Pflanzen, die noch Raum für Unkräuter übrig lassen, auch andere, uns nützlichere Gewächse, aufkommen können. Es kommt nur darauf an, sie nach der Zeit ihrer Entwicklung auszuwählen und ihre Behandlung kennen zu lernen.

Auf sehr großen Feldern können alle diese Versuche einzeln und getrennt angestellt, auf einen beschränkteren Raum können mehrere Zwecke vereinigt werden.

Um aber zu einem richtigen Resultat zu gelangen, ist durchaus nothwendig, daß alle Arbeiten zur rechten Zeit und gleichförmig, gleichgut oder gleichschlecht verrichtet werden. Ueberhaupt darf an der Pflege keiner Pflanze etwas versäumt, und noch weniger darf, z. B. in den Versuchen über Fruchtwechsel, die einmal angenommene Ordnung unterbrochen, oder ein Feld unbestellt gelassen, oder eine andere Fruchtgattung eingeschoben werden.

Um bei dem Wein- und Hopfenbau die Versuche belehrender zu machen und mehrere Zwecke auf demselben Felde zugleich erreichen zu können, ist die hier bei uns getroffene Einrichtung zu empfehlen, daß z. B. ein südlicher Abhang in so viele Theile eingetheilt ist, als man verschiedene Methoden der Behandlung der Reben vergleichend nebeneinander ausführen will, von jeder Rebensorte aber 2 — 3 oder mehrere Reihen bepflanzt werden, die sich von Norden nach Süden ziehen und jene Abtheilung durchkreuzen, so daß es also eben so viele Versuche giebt, als man durch die Multiplication der Rebensorten mit den Abtheilungen der Erziehungsmethoden erhält. Will man nun bei größeren Feldern die

Abtheilungen der Länge nach spalten und jedem solchen Streifen ein anderes Düngungsmittel geben, so gehen auch daraus wieder neue Versuche hervor, die, wenn sie längere Zeit fortgesetzt werden, nicht anders als belehrend seyn können.

Eine ganz ähnliche Einrichtung ist hier für die Hopfengärten getroffen. Wir bauen bis jetzt in 5 Gärten eben so viele Sorten Hopfen und in jedem Garten wird er auf gleichgroßen Abtheilungen an niedrigen oder höheren Stangen, wie allgemein üblich, an höheren, niedrigen oder schrägliegenden Spalieren, in Pyramiden und Guirlanden erzogen und daraus ersehen, bei welcher Behandlungsweise jede der verschiedenen Sorten die an Gewürz reichsten Früchte oder den größten Ertrag liefert.

Aehnliche Anstalten sind für die Obstbaumzucht und den Gemüsebau zu treffen.

Sollen auch über Zucht und Ernährung der Thiere und die Verwendung der verschiedenen Producte Versuche angestellt werden, so ist eine eigenthümliche Einrichtung des Wirthschaftshofes und der Gebäude nothwendig.

Vor allem darf es nicht am Eingang des Hofes an einer s. g. Brückenwaage fehlen, auf welcher alle Ernten, die auszuführende Düngermasse, das zur Mast einzustellende und gemästete Vieh leicht und sicher gewogen werden können. Den Scheunen darf es nicht an Raum fehlen, um die verschiedenen Fruchtgattungen abgesondert aufbewahren und auf verschieden construirten Tennen und Maschinen dreschen, sowie auf verschiedene Weise reinigen lassen zu können. Die Stallungen müssen so eingerichtet seyn, um von jeder Viehgattung verschiedene Raçen, wenn auch in kleiner Anzahl, aufstellen und ihnen, wenigstens zu gewissen

Zeiten, verschiedene Nahrungsmittel reichen zu können. Auch können die Viehstände mit verschiedenen Arten Holz, natürlichen und gebrannten Steinen, Asphalt, Gypsguß u. dgl. belegt seyn, um über ihre Dauer und Brauchbarkeit Erfahrungen zu sammeln. Ebenso muß in den Räumen, in welchen die Wurzelgewächse und andere Futterstoffe aufbewahrt werden, dafür gesorgt seyn, um diese Nahrungsmittel mit verschiedenen Maschinen zerkleinern und durch Selbsterhitzung, Dampf oder Kochen gar werden zu lassen. Am wenigsten darf eine geräumige Halle fehlen, in welcher die vorzüglichsten landw. Geräthe aller Art zur Vergleichung aufgestellt sind und im Laufe des Jahres bei allen vorkommenden Operationen abwechselnd und mit beständiger Anwendung des Kraftmessers genau vergleichend benutzt werden.

Ebenso wichtig ist der Dunghof, in welchen die Auswürfe der verschiedenen Hausthiere abgesondert und vermischt auf verschiedene Weise behandelt, frisch oder im vergohrnen Zustande angewendet, Pflanzen= und thierische Abfälle aller Art gesammelt, in Gährung gebracht, Jauche und Gülle nach Art der Schweizer und Niederländer bereitet und auch alle andern Düngungsmittel, welche die Chemiker in der neueren Zeit vorgeschlagen haben, in größeren Quantitäten zubereitet und bis zur Anwendung aufbewahrt werden.

Alle diese Anlagen und Apparate sind nur als die Hülfsmittel anzusehen, durch deren verständigen und angemessenen Gebrauch erst ein Resultat erlangt werden soll; um aber den Erfolg der Versuche auch für Andere, die sie zu sehen nicht Gelegenheit haben, benützbar zu machen, sind noch einige unerläßliche Bedingungen zu erfüllen, ohne welche allen Versuchen die wissenschaftliche Grundlage fehlen würde.

Es muß nämlich eine sehr genaue Schilderung aller Naturverhältnisse des zur Versuchswirthschaft bestimmten Gutes entworfen werden, worunter die Angabe seiner geographischen Lage, die Höhe über dem Meer und über der nächsten Ebene, den Schutz, den es durch Berge oder Waldungen gegen rauhe Nord- und Ostwinde genießt, die Nähe und Entfernung von größeren Sümpfen, Seen und Strömen, die ebene oder abhängige Lage aller einzelnen Felder, dem Neigungswinkel derselben und die Richtung nach den Weltgegenden, die Gebirgsart der ganzen Gegend und des einzelnen Gutes insbesondere, sowie die Beschaffenheit des Untergrundes und der Ackererde aller einzelnen Felder, nach einer chemischen und physischen Untersuchung derselben, zu rechnen ist.

Je vollständiger die Anlagen und Apparate aller Art und je mannichfaltiger die Versuche sind, die mit und auf ihnen ausgeführt werden sollen, desto schwieriger ist die Aufgabe, welche der Verwalter zu lösen hat. Da auch das getreueste Gedächtniß nicht hinreicht alle vorkommenden Erscheinungen aufzubewahren, oder auch nur sich an alle Arbeiten zu erinnern, die in den verschiedenen Abtheilungen an jedem Tag und zu jeder Stunde vorgenommen werden sollen, so muß er sich die genaueste Buchführung zur strengsten Pflicht machen.

In sein Tagebuch hat er zunächst einzutragen:

1) Alle Temperatur und Wetterveränderungen.

2) An welchen Tagen und Viertelstagen jede Arbeit auf allen Feldern und in allen andern Abtheilungen der Versuchswirthschaft vorgenommen wurde.

3) Tag und Stunde der Saat, nebst der Art, wie sie breitwürfig oder in Reihen oder durch Einlegen einzelner Körner aus-

geführt und wie tief, in jedem dieser Fälle, das Saamenkorn untergebracht wurde.

4) Wann und an welcher Pflanze, in welcher Bodenart und bei welcher Art der Aussaat sich die ersten Keime gezeigt.

5) Wann und unter welchen Umständen der größte Theil der Pflanzen aufgegangen.

6) Welche Erscheinungen sich bei der Entwicklung der Pflanzen von dem ersten Hervorkommen des Keimes bis zur Entwicklung der Blüthe und von der Blüthe bis zur Saamenreife gezeigt haben.

7) Was während dieser Zeit zur Pflege der Pflanze geschehen, an welchen Tagen und Tagesstunden und mit welchem Erfolg.

8) Wann die Reife der Saamen eingetreten ist und die Ernte vorgenommen wurde.

9) In ähnlicher Weise sind im Viehstall über Futterzeit und Futtergaben, Milchertrag und Beschaffenheit der Milch bei gleicher Fütterung verschiedener Rassen und bei verschiedener Fütterung derselben Rassen u. s. w. die genauesten Notizen — immer mit der Waage in der Hand — niederzuschreiben.

10) Ein ähnliches Verfahren ist bei der Zubereitung der Futterstoffe und bei Behandlung der verschiedenen Dungmittel zu beobachten.

Sollen in einer Versuchswirthschaft alle diese Zwecke erreicht werden, so muß ihre Leitung einem äußerst thätigen, recht gründlich wissenschaftlich gebildeten Manne übertragen sein, dem es nicht an der erforderlichen Anzahl zuverlässiger Arbeiter fehlt, welche jedes Geschäft genau in der vorgeschriebenen Zeit und auf die von ihm angegebene Weise auszuführen geneigt und gewohnt sind.

Indessen wird, selbst wenn alle begünstigende Verhältnisse zusammentreffen, die Ausführung dennoch immer äußerst schwierig, indem die zur Gewinnung zuverlässiger wissenschaftlich begründeter Resultate unerläßlich nothwendige Umsicht, Thätigkeit, ruhige Beobachtungsgabe und unermüdbare Beharrlichkeit nur äußerst selten in Einem Manne vereinigt angetroffen werden.

Es ist daher am besten, wenn sich ein Mann wie Schübler in Hofwyl und Einhof in Mügelin war, dessen ganze Neigung auf solche in das Einzelne gehende Untersuchung gerichtet ist, findet und dieser durch die ihm überlassenen Felder und sonstigen Mittel in die Lage versetzt wird, seiner Neigung zu leben, indem ein blos »Angestellter« auch bei aller sonstigen Brauchbarkeit, ohne entschiedene Neigung, den Erwartungen niemals ganz entsprechen dürfte.

Idstein 1830. W. A.

Kunstgriffe der Pferdehändler.

In Dessau lebte vor längerer Zeit ein reicher alter Mann, der seiner Religion ein Jude und seines Gewerbes ein Pferdehändler war, und Abraham Mortgen hieß.

Dieser Mann theilte seine, lange Zeit geheim gehaltenen, aus vieljährigen Erfahrungen entnommenen Grundsätze, die bei dem Ankauf und Verkauf der Pferde und ihrer Behandlung im Stalle angewendet werden, vor seinem Tode einem Freunde mit, der sie in einer besondern Schrift bekannt gemacht hat.

Wer diese Schrift liest, sieht wohl, daß jener Mann ein scharfsinniger Beobachter der Natur des Pferdes und der Schwächen der Menschen war und beide in seinem mehr als fünfzigjährigen Handelsleben mit mehr Klugheit, als Gewissenhaftigkeit zu seinem Vortheil zu benutzen verstand.

Alle Kunstgriffe und Täuscherkünste, welche der Händler anwendet, um Pferde herabzusetzen, die er kaufen will und diejenigen von der blendendsten Seite darzustellen, die verkauft werden sollen, nennt er »Handelsvortheile« und meint, »daß nur die zu tadeln sind, welche sich davon hintergehen lassen.«

Weit entfernt diesem verderblichen Grundsatz beizustimmen, glauben wir, daß es vielen Lesern unseres Blattes nützlich seyn könne, einige dieser Kunstgriffe kennen zu lernen; nicht damit sie sie anwenden, sondern, daß sie sich davor hüten sollen.

Einkauf der Pferde.

Der Pferdehändler kauft am liebsten vom einfachen schlichten Landmann, dem Pferdezüchter selbst, Thiere, die auf keine Weise verschönert, zugeritten, nicht einmal beschlagen sind.

Er hat immer baares Geld und kauft am liebsten, wenn die Bauern am meisten Geld brauchen und am wenigsten einnehmen.

Er zahlt die Pferde nicht nach ihrem wahren Werth, sondern schätzt sie nach der Liebhaberei derer, die sie ihm abkaufen wollen.

Er kauft lieber »Mittelgut«, aus dem sich durch Verschönerungskünste etwas »Blendendes« machen läßt, als Pferde von vorzüglicher Güte, denn es giebt unter den Käufern mehr Liebhaber, als Kenner. Jene zahlen auch mehr als diese.

Ein hübscher Kopf, gerader Rücken, gefällige Farbe, gutes Tragen des Schweifes, Abzeichen, wie sie gerade jetzt Mode sind — kurz eine blendende Figur, — das sind die Haupteigenschaften, welche die meisten Käufer suchen.

Gutes Fundament, regelmäßige Stellung, freie Bewegung, edle Rasse, wahre innere Kraft und Ausdauer, sind Dinge, um die sie sich nur wenig bekümmern und die auch nur Wenige bezahlen können.

An dem wahrhaft guten, edlen Pferd ist nichts zu verschönern. Das bleibt unter allen Künsteleien, was es war. Der gescheute Händler kauft also lieber werthlosere Pferde, an den'en sich eine Menge scheinbarer Vorzüge erkünsteln lassen. Diese kauft er wohlfeil und setzt sie schnell wieder ab, denn sie sind immer gesucht, jene muß er theuer bezahlen und stehen am längsten im Stall.

Der Händler kauft am besten junge Pferde, denn die meisten Käufer — besonders die Deutschen — fragen nur: »wie alt ist das Pferd?« aber nie: „wie geht es?“ Während sie die Zähne betrachten, übersehen sie alles andere. Sie haben freilich sehr unrecht; denn gar oft ist ein älteres Pferd von guter Rasse viel dauerhafter und brauchbarer, als ein junges. Aber man muß ihnen bringen, was sie suchen.

Der Händler wolle nur nicht blos fehlerfreie Pferde kaufen! Vielmehr kommt es nur darauf an, daß er den Fehler sehe, beim Kauf geltend zu machen, in seinem Stalle zu verbessern und beim Verkauf zu verbergen wisse! Gerade solche Händel bringen den größten Gewinn. Ein schlechtes Tuch läßt sich durch geschickte Bereitung so zurichten, daß es das Auge des Käufers

besticht, ein wahrhaft gutes zeigt sich dadurch nicht viel besser, als es wirklich ist. So ist es auch bei Pferden.

Ein geschickter Pferdehändler weiß dafür zu sorgen, daß kein anderer, als er, in seinem District Pferde kaufe. Er begünstigt daher den Verkäufer so viel er — ohne seinen Schaden — nur immer kann; giebt Vorschüsse, kauft Fohlen schon ehe sie geboren sind, hält aber jeden, der etwa mehr, als er zahlen würde, ferne.

Behandlung der Pferde im Stall.

So lange der Händler die Pferde in seinem Stalle hat, sorgt er dafür, daß sie an äusserer Schönheit gewinnen und ihn möglichst wenig kosten.

Er füttert seine Pferde halb mit Hafer und halb mit Waizenkleien, in kleinen Gaben, die Morgens um 5 Uhr oder 6 Uhr, um 9 und 11 Uhr und nach Mittag um 3 und Abends um 6 Uhr gegeben werden. Zu jedem Futter giebt er ihnen 1 bis 2 Eßlöffel voll fein gestoßenen Spießglanz und alle 3 — 4 Tage 1 Eßlöffel voll Salz.

Sie werden nach jedem Futter getränkt. Vor und nach dem Saufen bekommen sie eine Hand voll Heu. Auf diese Weise wird das genossene Futter am leichtesten verdaulich und nahrhaft. Selbst die magersten Pferde nehmen schnell zu. Besonders wenn sie statt Waizenkleie, Gerstenschrot bekommen. An Wasser läßt er es ihnen nicht fehlen. Das kostet nichts. Das Wasser darf nie ganz kalt seyn, sondern muß einige Stunden vorher im Eimer in den Stall gestellt werden.

Bei dieser sparsamen Fütterungsweise sind die Pferde stets

wohlbeleibt, glatt und glänzend von Haaren; nicht abwechselnd mit Futter überladen und dann wieder hungrig; sie genießen immer etwas und werden nie ganz satt, bleiben (nothdürftig) bei Kräften, munter, haben ein lebhaftes Temperament und freie Bewegung, was sie den Käufern so sehr empfiehlt. Der Körper wird nicht zu schnell, nicht übereilt auseinander und in die Höhe getrieben und verliert nicht leicht seine schönen Verhältnisse; der Hinterleib bleibt frei und der Zudrang des Blutes nach dem Kopf, der bei jungen noch zahnenden Pferden, bei unpassendem, schwerverdaulichem Futter so oft Dummkoller erzeugt, wird vermieden. Auch vor Augenentzündungen, die jungen von der Weide kommenden Pferden so sehr eigen sind, vor Koliken, Verstopfungen, und andern Krankheiten des Hinterleibes bleiben sie bei dieser Fütterungsweise im Stalle des Händlers bewahrt, die sie alle erst später befallen, wenn sie der unverständige Käufer übermäßig und mit ungeeignetem schwerem, hartem Futter: Heu, Korn, Schrot, Roggenmehl, zu vielem Hafer ernährt *).

---

*) In dieser Behandlungsweise liegt offenbar kein Betrug und keine Täuschung wird beabsichtigt. Sie ist ganz der Natur junger Pferde angemessen, die nicht arbeiten, die nur erhalten werden sollen. Weil aber so viele von Händlern angekaufte Pferde bald nachher von allerlei Uebeln befallen werden, oder sich ganz anders entwickeln, als die Käufer erwartet haben, so vermuthen sie gewöhnlich auch hierin Betrug und übersehen ganz, daß sie das Uebel selbst verschuldet haben. Die eifrigsten, ängstlichsten Pferdeliebhaber machen gerade die größten Fehler. Sie geben ihnen zu viel und zu hartes Futter, lassen sie zu viel stehen und muthen ihnen dann ein andermal wieder eine zu große Anstrengung zu. Pferde, die bei hin-

Wie alle Waaren, die zum Verkauf ausgeboten werden, gereinigt und in einem — wenn auch nur scheinbar — gutem Zustand erhalten und auf das Beste geordnet und ausgeschmückt werden, so geschieht dieses auch bei Handelspferden, die nicht genug gereinigt, geputzt, glatt von Haaren und glänzend dargestellt werden können, damit sie jederzeit Jedem gefallen, anlocken, blenden. — Alle Künste werden angewendet, um ihr Aeußeres zu verschönern und zu veredeln und nie zeigt ein kluger Händler ein Pferd, an welchem diese Verschönerungskünste vernachlässigt oder gar nicht angewendet worden sind. In diesem Auf- und Ausputz der Pferde bestehen eigentlich die Haupthandelsvortheile, durch welche ihre Unscheinbarkeit, ihre Mängel und Fehler verborgen und ihre guten Eigenschaften hervorgehoben werden. Alles, was zu diesem Ziele führt, wird eben so sorgsam, so bestimmt, regelmäßig und unausgesetzt angewendet, wie irgend ein anderer Theil der Pferde-Pflege und Wartung.

Unter dem „Zurichten," der „Appretur" der Pferde, versteht der Händler die Anwendung der vielerlei Mittel, die ihnen ein edleres, lebhafteres, beweglicheres, gesünderes, kräftigeres, jugendlicheres Ansehen geben, als sie nach der Beschaffenheit ihres Körpers und Alters von Natur haben können. Es gehört aber eine genaue Kenntniß und richtige Beurtheilung dazu, um für jedes Pferd die seiner Form anpassenden Verschönerungsmittel anzuwenden.

---

reichender Nahrung täglich arbeiten oder anstrengende Bewegung haben, erhalten sich besser, als solche, die Tage lang stehen und mit Futter vollgestopft werden und dann wieder wie Renner laufen sollen.

Den Pferden den Schweif abzuschlagen, oder sie zu englisiren, ist, nach dem heutigen Geschmack unkundiger Liebhaber so wichtig, daß ein Händler gar kein Pferd vorführen sollte, dessen Schweif nicht über einen Strohbausch gebunden ist. (Besonders wenn es ein schlechtgebautes Kreuz hat.)

Durch dünne und kurze Mähnen bekommt selbst das gemeinste Pferd ein edleres Ansehen und der plumpe Karrngaul wird dem äußern Scheine nach zum Raçe=Pferd, dessen Eigenschaft allemal dünne und zarte Mähnen sind. Zartheit und Feinheit der Mähnen kann zwar durch das Verziehen und Berupfen derselben nicht hervorgebracht werden, aber sie werden dadurch doch verdünnt und verkürzt, und das ist schon vollkommen hinreichend, um die vielen Nichtkenner unter den Käufern zu täuschen und ihnen ein gemeines für ein edles Pferd zu verkaufen. Der Hals erscheint dann länger, besser aufgesetzt, das Vordertheil leichter, netter, das Ansehen des Thieres wird freier, munterer und die ganze Gestalt nimmt ein gefälligeres, freundlicheres Aeußere an.

Durch das Abscheeren der Mähnen im Nacken, wo die Halfter liegt, das Abscheeren des Bartes, das Ausrupfen der langen Augenhaare, das Berupfen und Bescheeren der Beine u. s. w. giebt der Händler seinen Pferden ein gefälligeres, netteres, mehr veredeltes Ansehen, macht sie dem Anschein nach leichter, gewandter, flüchtiger, verjüngt gewissermaßen ihr ganzes Aeußere und bringt ihnen eine Menge Eigenschaften bei, die sonst nur bei Pferden der edelsten Rasse angetroffen werden. Besonders wird durch das Ausscheeren der Ohren, dem Anscheine nach der Gehörsinn verfeinert, eigentlich aber nur das Eindringen eines jeden Tones in das Ohr erleichtert und das Pferd durch den

neuen, ungewohnten Reiz beunruhigt. Die trägsten, faulsten Pferde werden durch dieses Mittel aufmerksam, spitzen die Ohren und richten sie nach allen Gegenden, wo sie nur das mindeste Geräusch wahrnehmen. Selbst sogenannte Esels= und Schlapp=ohren heben sich und werden beweglich.

Reitpferden reißt der Händler die Eisen ab und verputzt ihnen die Hufe. Dadurch wird Tritt und Bewegung des Pferdes leichter, sicherer und für den Reiter angenehmer. Das ganze Wesen des Pferdes ist verändert, sobald es baarfuß geht. Die häufigen Klagen, daß Pferde, die von Händlern gekauft wurden, ihren leichten Gang, den sie beim Vorreiten hatten, nicht beibe=halten, hat größtentheils in dem Beschlag seinen Grund; denn jedes Eisen, es mag noch so leicht und noch so gut aufgelegt seyn, ist dem Pferde lästig. Es ist ihm etwas Fremdartiges, künstlich aufgedrungenes, wodurch seine Bewegung erschwert, dem Tritt die Federkraft benommen wird.

Am wenigsten darf das tüchtige Durch= und Glattputzen der Pferde, das Hären und Abwischen im Stalle des Händlers ver=säumt werden. Bei einer solchen Vernachlässigung würden ge=rade die edelsten Pferde am meisten verlieren, die sich sogleich schlecht ausnehmen, sobald sie nicht rein abgeputzt, kartätscht und abgewischt sind, noch in den alten Haaren stecken und so ein glanzloses, und struppiges Ansehen haben; da im Gegentheil selbst das gemeinste und häßlichste Pferd, wenn es wohl gehalten und herge=richtet ist, in seinem Aussehen gewinnt. — Gar oft werden von Händlern erkaufte Pferde nach kurzer Zeit nur darum unscheinbar, weil im Stalle des Besitzers die verschiedenen Verschönerungskünste nicht mit gehöriger Sorgfalt und Ausdauer angewendet werden.

Nichts putzt, ziert oder verunstaltet und entstellt ein Pferd mehr, als ein gut oder ein schlecht erhaltener Schweif. Der Händler, dem alles daran gelegen ist, seine Waaren auf jede Weise zu empfehlen, richtet daher seine größte Aufmerksamkeit auf eine gute Abwartung und Pflege des Schweifes, besonders seitdem es Mode geworden ist, mehr auf den Schweif und seine Tragung, als auf das ganze Thier und seine Kräfte zu sehen.

Die Schweifhaare müssen täglich ausgewaschen werden. Vorzüglich wenn sie in Rollen hängen. Durch das Biegen und Reiben werden sie leicht wund; die Haare fallen aus; es entstehen kahle Stellen, die am sichersten durch tägliches Waschen mit Seife und lauwarmem Wasser geheilt werden. Bei Langschweifen werden die Haare ausgelesen; auch wohl über Nacht in Zöpfe geflochten, damit sie desto mehr auflaufen und lockig werden. Bei Stutzschwänzen kommt es vorzüglich auf das geschickte Schneiden der Schweifhaare an, um das bessere Aussehen und Tragen des Schweifes zu begünstigen. Pferden von kurzem, gedrungenem Körperbau, die etwa noch dazu ein abgeschliffenes Kreuz haben und aus dieser, oder aus andern Ursachen den Schweif nicht tragen können, wird er ganz gerade und kurz geschnitten, wodurch dieser Makel — auf den die Liebhaber so sehr sehen — noch am besten verborgen wird; Pferden hingegen von langem gestrecktem Körperbau, die überdies ein gerades Kreuz, hoch angesetzten Schweif, lebhaftes Temperament und sonstige Eigenschaften zum Tragen des Schweifes haben, wird er lang und im Bogen zugeschnitten, wodurch dieser so beliebte Vorzug noch gehoben und bemerkbarer gemacht wird.

Wie bei der Zurichtung der Zähne Feile und Brenneisen auf

eine geschickte Weise gehandhabt werden, um im Stall des Händlers alte Pferde jung und junge alt zu machen, ist (leider!) eine zu allgemein bekannte Sache, als daß sie hier angeführt zu werden verdient.

Das bekannte Sprichwort: „daß Kleider Leute machen“ läßt sich auch auf die Handelspferde verständig anwenden. Im Stall haben sie zierliche Sommer- oder Winterdecken aufliegen, die schon durch ihr Aussehen den Käufer überzeugen, daß etwas besonderes darunter verborgen sey; die Gurten sind breit, von bunten Farben, mit guten Schwellkissen versehen. Am meisten wird die Farbe aller Pferde durch rothe wollene Gurten gehoben. Die Halftern sind breit, von englischen Gurten oder Wildleder und werden öfter mit weißer Erde angestrichen. Beim Vorführen wird, wenn es nicht ganz ausdrücklich verlangt wird, kein Handelspferd gesattelt, sondern nur mit einem kleinen Deckchen von scharlachrothem Tuch mit bunter Borte belegt, das durch einen breiten weißwollenen Gurt festgehalten wird. Diese Deckchen sind doppelt mit Wolle und unten mit Wachsleinwand gefüttert, damit der Schweiß nicht durchdringe, der Vorreiter einen festen bequemen Sitz habe und der eingebogene Rücken übel gebauter Pferde desto besser verborgen werde.

Ganz schöne Pferde, mit gerade laufenden Rücken, die gut gerippt, von ganz gleicher Form »wie aus einem Gusse« sind, werden ganz nackt, höchstens mit einem breiten rothwollenen Stallgurt belegt, vorgestellt.

Das Lederwerk der Zäume und Vorreit-Trensen wird immer nach dem neuesten Geschmack angeschafft und im besten Stand erhalten; die Stirnbänder sind bunt lackirt, Gebiß, Schnallen,

alle Zierrathen glänzend geputzt. Auf dunkelfarbige Pferde: Rappen, Schwarzbraune, Kohlfüchse und andere wird hellbraunes, gelbes und weißes Lederwerk und auf hellfarbige Pferde schwarzes Lederwerk gelegt. Für Langschweife, die einigermaßen beweglich und leicht gebaut sind und »mehr oder minder türkisch« aussehen sollen, sind einige ungarische Zäume mit allerhand Schnickschnack, Schlangenköpfen, Muscheln, geknüpften und geflochtenen Riemchen, halben Monden und ähnlichem Klingklang vorräthig, um sie doch mit einigem Recht für Pferde von morgenländischem Aeußern ausgeben zu können. Es ist unglaublich, wie sehr dergleichen Dinge das Auge des Unkundigen täuschen! Schon mancher gemeine Gaul ist so »verkleidet« für einen gebornen Moldauer verkauft worden.

Muß der Händler einmal einen Sattel auflegen, so nimmt er zwar einen englischen, dessen Sitz aber mit weißem Rehleder überzogen und gesteppt ist. Diese zieren das Pferd am meisten und geben selbst dem wenig geübten Reiter einen so festen, sichern Sitz, daß er sich einbildet, das Pferd habe einen besonders angenehmen, sanften Gang. Für ängstliche ältliche Herrn, die sich besser im Lehnstuhl, als auf dem Pferd ausnehmen würden, hält er sogar einen alten deutschen Schulsattel bereit, der ihnen den Sitz und Schluß am meisten erleichtert. Auf solchen, mit Plüsch überzogenen wohl gepolsterten Sätteln kleben sie fest wie der Vogel auf der Leimruthe und fühlen wenig von den rohen, ungeschickten Bewegungen des Pferdes, das ihnen der Händler zu überlassen gedenkt. Das Aussehen des Pferdes verliert freilich unter diesem Sattel, aber — der darauf sitzt, sieht es ja nicht!

Der Stall ist des Pferdehändlers Waarenlager! Er sorgt dafür, daß er geräumig, hoch, hell, im höchsten Grad reinlich und nett, kurz in aller Beziehung auf den guten Schein eingerichtet sey, damit sich auch die zum Verkauf ausgebotenen Waaren, die Pferde, desto besser ausnehmen. Die Fenster, die weißen Wände werden beständig rein erhalten; die schlanken Säulen und dünnen Standbäume sind mit lebhaften Farben angestrichen; die Stände sind etwas höher als der Gang, damit die Pferde größer erscheinen, auch sind sie geräumig genug, daß man von allen Seiten hinzutreten kann. *)

Die Stallungen sind so angelegt, daß die Pferde vorn hoch und hinten niedrig stehen, damit ihre Stellung gestreckter wird, kurze und gedrungene Thiere länger, überbauete und eingesattelte Pferde geraderückiger, vorgebogene oder in den Knien spitzige oder gebogene, auf den Vorderschenkeln geschwächte und gebrauchte regelmäßiger und sicherer stehen, das Pferd mehr aus dem Hals gewachsen, größer erscheint, mehr vorstellt. Durch diese Stellung wird das Köthenschüssige, das Geradestehende im Fessel, das Säbelfüßige, das Eckige und Spitzige im Sprunggelenk etwas verborgen und die ganze Form des Pferdes scheint gerundeter, beleibter. Das Thier bekommt ordentlich einen vornehmen Anstand.

---

*) Aus dieser und mehrern frühern Angaben werden die Leser schon entnommen haben, daß hier vorzüglich von reichen Pferdehändlern, wie man sie in großen Städten des nördlichen Deutschlands antrifft, die Rede sey; daher auch unsere inländischen Pferdehändler, deren strenge Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe allgemein anerkannt ist, die hier mitgetheilten Bemerkungen und Warnungen nicht auf sich beziehen können.

Zunächst an der Thüre, oder so daß es dem Eintretenden zuerst in die Augen fällt, steht ein sogenannter »Blender«: ein Pferd von gutem Wuchs, gefälliger Farbe, mit Abzeichen, wie sie gerade Mode sind. Wie außerdem seine Stellung, seine Bewegung, innere Kraft, Ausdauer, Brauchbarkeit zu verschiedenen Diensten beschaffen sey, kümmert den Händler wenig. Er sieht nur darauf, daß ein Schau- und Prachtstück an dieser Stelle stehe, das im ruhigen Zustand dem Käufer gefällt, anzieht und zu Betrachtung der übrigen Pferde reizt.

Außerdem stellt er die dunkelfarbigen Pferde mehr in die helleren und die hellfarbigen mehr in die dunkleren Theile des Stalles. So nehmen sich die Farben der einen wie der andern besser aus. Eben so sucht er die Farben durch verständige Mischung zu heben. Ein Rappe sieht zwischen zwei Schimmeln viel schwärzer, ein Schimmel zwischen zwei Rappen viel weißer aus wie sonst. Nur Wagenpferde werden nach den Farben zu 2 oder 4 zusammengestellt, Reitpferde aber sorgsam getrennt.

Nur Pferden von wahrhaft edler Rasse und so gutem Körperbau, daß sie den Schweif von selbst tragen und schönen Langschweifen, die gar nicht englisirt werden sollen, gönnt der Pferdehändler ihre natürliche Stellung. Allen andern, jung oder alt, Schweif tragend oder nicht, häßlich oder schön, groß oder klein, grad oder krumm hängt er den Schweif in Rollen, denn dadurch werden eine Menge Fehler der Pferde verborgen und das Tragen des Schweifes (wenigstens auf einige Zeit) erleichtert. Das Pferd erhält durch diese widernatürliche, ja seinem ganzen innern Bau entgegengesetzte Richtung des Schweifes eine ganz andere Form, ein ganz anderes Wesen, als das Thier wirklich

hat. Das abgeschliffene Kreutz wird (dem Scheine nach) gewölbt, der eingesattelte Rücken gerade, der Körper erscheint länger und doch gerundet, geschlossen und selbst das Temperament des Thieres wird unter diesem beständigen Zwang, in dieser fortwährenden Spannung verändert. Faule, unempfindliche Pferde werden feurig; ungehorsame, widerspenstige folgsam; selbst alte Pferde erscheinen unter dieser Tortur und dem fortwährenden Schmerz jung und bieten ihre letzten Kräfte auf, sich davon zu befreien, was der unerfahrene Käufer für Muthwillen und jugendliche Kraftäußerung hält.

Verkauf der Pferde.

In der Hand des geschickten Pferdehändlers ist die Peitsche ein wahrer Zauberstab! Sie ist die Elle, mit der er den Käufern seine Waare zumißt! — Sie ist bei allen Anlässen zu brauchen. Sie ruht eigentlich nie.

Sobald ein Mann in den Stall tritt, der einigermaßen wie ein Kenner oder Liebhaber von Pferden oder gar wie ein Käufer aussieht, so giebt der Wärter — wie zufällig — einige leichte Zeichen mit der Peitsche, welche den Pferden vollkommen verständlich sind. Sie fahren an die Krippen, richten sich in die Höhe und sind (aus Furcht) voll Feuer und Leben. So werden die dummen aufmerksam, die trägen feurig, die alten jugendlich, die lahmen hören auf zu hinken, die schmerzhaften Schenkel werden nicht mehr geschont und der unkundige Käufer glaubt lauter zartfühlende Pferde vom edelsten Blut vor sich zu sehen.

Nähert sich ein solcher Mann einem Pferde, in der Absicht es genauer zu betrachten, so tritt der Händler oder einer seiner

Leute sogleich auf die andere Seite, richtet mit einem leichten Ruck den Kopf in die Höhe, läßt es strecken und drückt ihm die Nägel der andern Hand in den Rücken. Dieser leichte Kunstgriff leistet ungemein viel. Pferde, die eingesattelte Rücken oder ein häßliches abgeschliffenes Kreutz haben, verbergen auf der Stelle diese Fehler. »Ein Rücken wie ein Lineal!« ruft Händler und Käufer voll Entzücken, wenn auch das Thier ein wahres Saukreutz hat.

Zum Vorfahren oder Vorreiten wird ein ebener, an einer Seite etwas abhängiger Platz ausgewählt, der wo möglich mit einer weißen Mauer umgeben und mit Sand oder noch besser mit Gerberlohe oder Sägmehl nicht zu dick bestreut ist.

Auf einer so vorbereiteten Bahn bewegen sich die Pferde, die, wegen den abgerissenen Eisen, auf gepflastertem oder hartem Boden blöde und schüchtern auftreten würden, leicht und sicher und selbst die, welche an Schenkel- oder Huflähmung leiden, lernen mit Hülfe der Peitsche und Sporn, auf weichem Boden ihre Fehler verbergen.

Auch die Wand ist nicht umsonst da. Auf dem hellen Grund heben sich die Farben dunkler Pferde und ihre ganze Figur nimmt sich besser aus. Der Händler stellt seine Pferde bald mit der rechten, bald mit der linken Seite, oder mit dem Kopf gegen die Wand, je nachdem hier oder dort ein kleiner Mackel zu verbergen ist oder Bocksbeine, zitternde Knie, schmale Brust, fehlerhafte Stellung, Ueberbeine, Schale, Gallen u. dgl. den Blicken des Käufers entzogen werden sollen.

In dem Augenblick, daß das Pferd aus dem Stall geführt wird, um sich seinem künftigen Herrn zum erstenmal zu zeigen,

werden ihm einige Pfefferkörner oder noch besser Pillen von gestoßenem Pfeffer am bekannten Ort beigebracht und ihm damit gleichsam die letzte Politur – der Glanzschliff — von der Hand des Pferdehändlers gegeben.

Es ist erstaunlich, was der Pfeffer thut! Er ist der Lebensbalsam, der wunderwirkende Geist pfiffiger Pferdehändler! Er macht alte Pferde jung, träge feurig, dumme gescheut, widerspenstige folgsam, plumpe leicht, schwerfällige flink, ändert Form, Bewegung und Temperament des Pferdes und — eine Hauptsache — wie hilft er die Schweife tragen! —

Das vorgeführte Pferd stellt der Wärter an einen sanften Abhang, vorne höher, läßt es strecken und richtet ihm Kopf und Hals in die Höhe, wodurch die ganze Form des Thieres gefälliger, der Hals besser aufgesetzt erscheint. Namentlich versäumt er dieses nie bei kleinen gedrungenen Pferden, die einen schweren Kopf, kurzen dicken Hals, plumpe vorgeschossene Vorderhand, zu fleischige Schenkel, zu hohen Widerriß und ein überbautes Hintertheil haben; während er lang- und dünnhalsigen Pferden den Hals zu biegen, den Kopf zurückzudrängen und so auch diesen entgegengesetzten Fehler zu verbergen sucht.

Auf dem Musterplatz muß wieder die Peitsche ihre Zauberkraft beweisen! Ihre geschickte Führung und oft unbemerkbare Anwendung gerade zur rechten Zeit und am rechten Ort setzt eine genaue Kenntniß des Pferdes und seines Temperamentes, viele Gewandtheit, Einsicht und Erfahrung voraus und ist ein Gegenstand eines ganz eigenen, tiefen, noch immer zu wenig bewunderten Studiums, dem der Wärter eines Pferdehändlers nicht fleißig genug obliegen kann.

Im Allgemeinen wird immer viel gepeitscht, geknallt und gehauen. So oft das auch der Händler verbietet und vollkommene Ruhe anbefiehlt »damit das Pferd seine ganz natürliche Stellung annehmen und desto besser beurtheilt werden könne«! Die Knechte wissen wohl, wie das gemeint ist, lassen sich ganz gelassen ausschelten und knallen und hauen fort.

Es ist keine Kunst etwas wirklich Gutes so vorzustellen, daß es gefällt! Man stellt es dar wie es ist und sagt kein Wort zu seiner Empfehlung. Es empfiehlt sich selbst. In dieser glücklichen Lage ist keineswegs der Pferdehändler! Der soll durch seine Verschönerungs- und Reiterkünste gar manches fehlerhafte Pferd als fehlerfrei, das alte als jung, das Böse, Widerspenstige als folgsam und das träge als munter zeigen. Er muß also alle seine Mängel und Vorzüge ganz genau kennen, um jene verbergen und diese auf jede Weise hervorheben zu können, wobei ihm freilich der Peitschenführer auf eine geistreiche Art zu Hülfe kommen muß. Hat er z. B. ein Pferd mit schwachem Hintertheil, aber ziemlich kräftigem, festem Vordertheil, so hütet er sich wohl das Pferd zusammen zu nehmen und auf die Hankschen zu setzen, oder es zu tummeln und schnelle Wendungen machen zu lassen, wobei seine Schwäche sichtbar werden müßte. Er läßt es vielmehr »nur auf den Schultern gehen« und zeigt es mehr von der Seite als von vorn oder hinten. Hat hingegen das Pferd eine starke Hinterhand und ist vorn schwach oder sehr gebraucht, so hebt er ihm Kopf und Hals so sehr als möglich, reitet es wenig Trapp, noch weniger Schritt, sondern zeigt es nur im Galopp und läßt es Setzen, viele Wendungen machen und verbirgt so seine Schwächen, während seine starke Seite dem Käufer die Augen blendet.

Ist das Pferd am rechten Vorder- oder Hinterschenkel schwach oder gar lahm, so macht er alle Wendungen links, reitet auch links im Kreise um den Käufer herum und erhält auf der rechten Seite Sporn und Peitsche in beständiger Thätigkeit, um den schwachen Schenkeln nachzuhelfen.

Ist das ganze Thier schwach und kraftlos, so vermeidet der Vorreiter alle Anstrengung, allen Zwang und geht auf jede Bewegung des Pferdes, Schritt, Trapp oder Galopp sogleich ein, giebt sich aber den Anschein, als wäre es seinem Willen gefolgt, während er ihm nachgegeben hat.

Ein faules Pferd wird auf der entgegengesetzten Seite des Beschauers unausgesetzt aber unbemerkt mit Sporn und Peitsche bearbeitet und zugleich durch grelliges Anziehen der Zügel aufmerksamer und munterer gemacht.

Pferde, die eine gute feine Schulterbewegung, einen sogenannten stechenden Tritt haben und sich am besten im Trabe ausnehmen, läßt der Händler weit zurück satteln, und nicht im Kreise, sondern in gerader Richtung vor dem muthmaßlichen Käufer vorbeitraben; haben sie viel Athem, Leichtigkeit und freie Bewegung in der Hinterhand, dann läßt er sie am liebsten im vollen Laufe (Carrière) sehen.

Gemeine Pferde von wenig Kraft und Beweglichkeit, schwachem Rücken und Kreutz, die aber eine schöne Form, gefällige Farbe und modische Abzeichen haben — »Blender« — die sich im Zustand der Ruhe am besten ausnehmen, werden, gerade aus dem Stall heraus, in wenigen leichten Bewegungen vorgeritten und ehe sie ermüden wieder abgeführt. Hingegen die besten Pferde der edelsten Rassen, die sich oft im Stande der Ruhe

nicht so gut ausnehmen, werden nur in Bewegung, am liebsten, wenn sie schon einige Zeit gegangen sind, vorgezeigt, wo sie dann erst in den rechten Gebrauch ihrer Kräfte kommen, die Adern aus der zarten Haut gleichsam hervortreten, die Umrisse der Muskeln sichtbarer werden und alles, Form und Bewegung, Kraft und Feuer die edle Rasse verräth, von der sie abstammen.

Bei plumpen unlenksamen Pferden vermeidet der kluge Vorreiter den Versuch zu schnellen Wendungen; bei kurzathmigen Pferden den schnellen Lauf; dämpfige Pferde werden nie gleich nach dem Füttern und dumme nicht bei heißem Sonnenschein, fest gesattelt oder in engen Kummten gemustert, welches alles das Blut nach dem Kopfe drängt und ihren Fehler kenntlich macht.

Ein Pferd, das wenig Schulterbewegung aber vielen Kniebug hat und vielleicht überdies fuchtelt, bodenweit oder enge geht, sich streicht und kreuzt, wird ein gescheuter Vorreiter immer im Kreis, um den Beschauer herum, nie in gerader Richtung auf ihn zu oder an ihm vorüber reiten, wobei alle seine Fehler dem Auge des Aufmerksamen bemerklich würden.

Stark gebrauchte oder schon steife Pferde zeigt er dem Käufer erst, wenn sie schon etwas geritten, in Gang oder Zug gebracht, warm geworden sind, wodurch das Unsichere, Steife, die beschränkte, gezwungene Bewegung der Schenkel weniger bemerklich wird.

Sehr gewandte, bewegliche und zugleich kräftige Pferde, die ein fühlbares Maul haben und des Reiters Hülfe leicht gehorchen, werden viel getummelt; Pferde von stolzer Haltung, mit räumigem vielen Boden wegnehmenden Schritt, werden in dieser

Bewegung vorgeritten, und so wird eben an jedem Thiere gezeigt »was Gutes an ihm ist« und nur das Fehlerhafte wird schlau verborgen.

Auf Tauschhandel läßt sich der verständige Händler nur unter der (stillschweigenden) Bedingung ein, daß ihm der Käufer sein Pferd umsonst gebe, oder ein weit fehlerhafteres annehme, als er weggiebt. Er kann sich auch in der That das eingetauschte Pferd nicht einmal als reinen Gewinn beim Handel anrechnen. Dieser Gewinn ist viel zu unsicher. Er nimmt einen neuen Fresser in den Stall, der vielleicht das Futter nicht werth ist, und wenn er lange stehn bleibt, den ganzen Gewinn wieder aufzehrt, oder durch Täuscherkünste fortgeschafft werden muß, die des zartfühlenden Händlers Gewissen belasten und seinem Ruf schaden. — Was hat er davon? — So mißlichem Wesen weicht er lieber aus! Er sucht im Voraus zu erfahren: ob auf baar Geld oder Tausch gehandelt werden soll und ob der Käufer sein Pferd wegen wirklichen Fehlern oder Liebhaberei, Ungeschick im Reiten u. dgl. wegzugeben wünscht. Nach diesen Erkundigungen ist es ihm leicht, sein Pferd gehörig zu taxiren. Er nimmt des Käufers Pferd zu hohem Preis an, der sich dadurch geschmeichelt fühlt und gerne noch eine bedeutende Summe dazu legt, denn er ist überzeugt, einen vortrefflichen Handel gemacht zu haben und so geht jeder zufrieden nach Haus. Was wollen sie mehr? — Der Käufer empfiehlt überall den Händler als einen billigen Mann und der Händler versichert: »er achte einen kleinen Verlust nicht, um nur mit einem so großen Pferdekenner in Geschäftsverbindung zu kommen!«

Ueberhaupt kennt ein geübter Händler die Eigenheiten der

Menschen und deren geschickte Behandlung eben so genau wie die seiner Pferde. Wie ihn hier Peitsche, Sporn und Pfeffer unterstützt, so kommt ihm dort Liebhaberei, Unkenntniß und Eitelkeit zu Hülfe! Die Mittel anzuwenden ist seine Sache.

Er bemüht sich vor allen Dingen zu erforschen: was die Käufer suchen! Denn gerade die Eigenschaften, die sie suchen, haben seine Pferde in der größten Vollkommenheit! Das beweißt er ten Leuten auch; mißt es ihnen sogar vor.

Einem gefällt der Dunkelbraune, er sollte nur etwas größer sein. „Das ist ein großes Pferd, mein Herr," versichert der Händler, stellt das beschlagene Pferd auf Steinpflaster, hält die Schnur (dehnbar von Wolle) dicht an den Widerriß und läßt das leichte Blei am Stollen des Hufeisens niederfallen. In der That, sagt der messende Käufer, 15½ Faust! — Der Handel kommt indessen nicht zu Stande; nach Mittag gefällt derselbe Braune einem andern, er bedauert nur, daß er für seinen Gebrauch etwas zu groß sei! „Zu groß mein Herr! das ist ein kleines, niedliches Pferdchen. Erlauben Sie, daß wir es messen". Die Eisen werden flink abgerissen, das Pferd auf den Sand oder die Bahn mit Sägmehl geführt, und das Maaß — ein starker Bindfaden — in gleicher Höhe dem Widerriß gegenüber gehalten und unten am Huf von einem Stallknecht angezogen; der auch die Messung vornimmt, wenn der Käufer eine zu kleine Hand haben sollte. »Nicht mehr wie 14 Faust! Gewiß ein niedliches Thierchen!«

Der Händler wäre übel daran, wenn er nicht dasselbe Pferd verschiedenen Liebhabern auch von verschiedenen Seiten zu zeigen verstünde. Vor einem jungen Jagdjunker z. B. oder Husaren-

Cornet muß es die Wildheit, Beweglichkeit, Geschwindigkeit selbst, voll Feuer und Leben sein, immer auf den Hinterbeinen stehen, Bogensätze machen, über Gräben und Hecken setzen und mit einer Schwalbe in Geschwindigkeit und Gewandtheit wetteifern; einem besonnenen, ältlichen Herrn hingegen, der nur wegen Unterleibsbeschwerden ein Pferd hält, wird dasselbe Thier ganz ruhig im Schritt und gleichförmigem Trab vorgeritten; am liebsten wenn es schon vorher ermüdet worden.

Kommt Einer, der sich für einen geschickten Reiter hält und sich ein Vergnügen daraus macht, ein rasches, noch rohes Pferd selbst zuzureiten, so empfiehlt ihm der Händler z. B. den Schimmel dort in der Ecke: „Das ist ein Rasse-Pferd aus dem wilden Gestüte des Fürsten N. N. in Siebenbürgen, voll Feuer und Leben, aber freilich noch roh, hat indessen sehr viel Gefühl und wird sich unter einem solchen Reiter ganz ausserordentlich machen.“ Jacob wird gerufen, »den Satan vorzureiten.« Der hat die Unterredung mit angehört, macht also zum Schein einige Einwendungen. Doch sitzt er auf. — Man kann nicht ohne Sorge zusehen. Jeden Augenblick ist Hals und Bein gefährtet. »Da sieht man, was Rasse, was wilde, natürliche Zucht ist!« ruft der Käufer und freuet sich schon, wie er alle seine Reiterkünste anwenden will, den Wildfang zu bändigen.

Kommt Einer, der ein ruhiges schon zugerittenes Pferd sucht, so wird ihm wohl derselbe Schimmel empfohlen, »der des kürzlich verstorbenen alten Oberst H. Lieblingspferd gewesen.« Nun wird dasselbe Pferd von demselben Jacob vorgeritten, aber freilich ganz anders. Möglichst ruhig und anständig. Der Händler beobachtet es mit scharfem Auge und so oft es von einer Be-

wegung in die andere übergehen will, ruft er augenblicklich: „Trapp! Galop oder Schritt!“ Der Käufer bewundert die ausserordentliche Folgsamkeit des Thieres und ahndet gar nicht, daß eigentlich das Pferd commandirt und der Händler nur des Pferdes Willen ausgesprochen hat. Vorzügliche Pferde von wahrem, innern Werth verkauft der Händler gar nicht — er behält sie als Lockvögel — oder überläßt sie nur, und zwar um verhältnißmäßig billigen Preis, dem wirklichen Kenner, der als solcher anerkannt ist, viele Verbindungen unter Pferdeliebhabern und großen Einfluß hat. In der Hand eines solchen Mannes, der ein Pferd zu schätzen und zu behandeln versteht, trägt es dem Händler immer noch Zinsen, wenn es auch schon Jahre lang aus seinem Stall entfernt ist. Ein solches Pferd in solcher Hand ist sein bester und redlichster Sachwalter und empfiehlt ihn überall.

Kommt freilich ein anderer, fremder, unbekannter, windiger Patron, der zufällig sein Wohlgefallen an einem so edlen Thier hat, so sucht ihn der Händler auf eine geschickte Art von seiner Wahl abzubringen. „Mit Ihnen,“ heißt es dann, »muß ich offenherzig sprechen, Sie sind zu sehr Kenner, Ihnen bin ich Wahrheit schuldig; bitte aber gegen keinen Andern ein Wort davon fallen zu lassen. Das Thier, das sie sich ausgesucht haben, ist in der That eines der schönsten und auch der theuersten in meinem Stall, aber — ich muß gestehen — mir scheint es, das herrliche Pferd habe einige Anlage zum Spat (oder was ihm für ein Uebel zuerst in den Sinn kommt). Ich lasse es Ihnen vorführen; es würde mich sehr glücklich machen, wenn ein Kenner, wie Sie, mich darüber beruhigen könnte.“ Der Käufer, ängst-

lich gemacht und doch auch zutraulich, durch des Händlers edle Offenheit, glaubt wirklich zu bemerken, daß das arme Thier etwas lahm gehe, dankt innigst für die uneigennützige Mittheilung und läßt sich ein anderes fehlerhaftes Pferd aufschwatzen.

Es versteht sich, daß der Händler alle Käufer als große Kenner und ausgezeichnete Reiter gelten läßt. Was ihnen gefällt, gefällt auch ihm! Fehler, die sie nicht sehen, sieht auch er nicht. Nur wenn sie etwas tadeln, dann ist er erstaunt, »wie selbst die größten Kenner irren können« oder versichert auch wohl, »daß es ihm selbst auf den ersten Blick eben so geschienen, aber nun, da er das Pferd so und so lange im Stall habe und genau beobachte, ganz anders gefunden habe.«

In der Regel sucht der Händler zu vermeiden, daß Käufer die Pferde selbst reiten, wobei ihre Untugenden zu leicht an den Tag kommen; nur wenn er merkt, daß sie den Wünschen des Käufers ganz besonders entsprechen oder Fehler haben, die mehr dem Beschauer, als dem Reiter bemerklich werden, ladet er ihn sogleich ein aufzusitzen, bewundert seine Reitkunst, seine Führung, staunt wie sich das Pferd unter ihr ausnimmt. Er hat immer viel von dem Pferd gehofft, aber was es jetzt leistet, übertrifft doch alle Erwartung! Er ruft auch wohl seinen Bereiter herbei, damit er von dem Herrn lerne, wie ein Pferd von Race behandelt werden müsse. Ist der Käufer sehr jung und sehr eitel und sehr pferdesüchtig, so ist er gar nicht mehr herunter zu bringen, sondern handelt vom Pferd aus und reitet es gleich in seinen Stall. Das giebt die profitabelsten Händel.

Möge der Geist des würdigen Mortgen, über dessen jetzigen Aufenthalt wir uns keine Muthmaßung erlauben wollen, verzeihen,

daß wir seine Regeln auf seine Regeln selbst angewendet und seine hinterlassenen Papiere nicht wörtlich abgeschrieben, sondern nur das Wesentlichste daraus auf die genießbarste Weise den Lesern vorzulegen gesucht haben. W. A.

Die Folgen des Branntweintrinkens.

Zur Belehrung und Warnung.

Wer die Geschichte früherer Zeiten gelesen oder die Erzählungen noch lebender alter Leute angehört, dem ist es nicht unbekannt, wie sehr sich die Lebensweise, Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche der Menschen verändert haben, und Jeder, der die gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse mit denen früherer Zeiten zu vergleichen im Stande ist, wird gestehen müssen, daß es in vielen Beziehungen nicht blos anders, sondern auch wirklich besser wurde. Aus einer solchen Vergleichung wird sich jedoch auch weiter noch ergeben, daß manche gute Einrichtung, mancher nützliche Gebrauch und lobenswerthe Sitte der alten Zeit abgekommen und vergessen oder durch andere ersetzt worden ist, welche das Glück des Lebens mehr erschweren als befördern.

Um zu beweisen, wie die Zeit Besseres und Schlechteres gebracht, wollen wir nur der Nahrungsmittel, der Speisen und Getränke erwähnen, welche in das Leben eines Volkes tiefer eingreifen, als es Manchem bei blos oberflächlicher Ansicht er=

scheinen möchte, indem sie nicht allein den Handel und Verkehr, sondern auch den körperlichen und sittlichen Zustand des Volkes bestimmen. Während wir neue Nahrungsmittel kennen lernten und die aus fernen Welttheilen stammenden Erzeugnisse auch auf dem vaterländischen Boden zu gewinnen wissen; während wir es verstehen, die Erzeugnisse, welche unseren Voreltern schon bekannt gewesen, mannigfaltiger zu benutzen, auf eine bessere und schmackhaftere Weise zuzubereiten; hat uns die Zeit aber auch viele neue Genüsse und Bedürfnisse gebracht und sie unter allen Menschenklassen verbreitet, welche das Leben erschweren, weil wir die Mittel ihrer Befriedigung auf inländischem Grund und Boden nicht finden können, und die den Genuß des Lebens verkümmern, weil sie uns verweichlichen, die Gesundheit untergraben und die Lebenszeit verkürzen. Dahin gehören vor Allen die ausländischen, scharfen, erhitzenden Gewürze, sowie Thee, Kaffee und endlich die geistigen Getränke: Branntwein, Rum, Arak und die Liqueure.

Von den geistigen Getränken, namentlich von dem Branntweine und seiner Wirkung auf den Körper haben wir uns zu reden vorgenommen, weil er das wohlfeiste, allgemeinste und beliebteste Getränk der Landleute und Handwerker ist, und weil die von dem Mißbrauche desselben herrührende Trunksucht immer allgemeiner wird und auch in unserem Lande sich mehr und mehr zu verbreiten droht, so daß es wohl an der Zeit ist, zum mäßigen und vorsichtigen Genusse dieses gefährlichen Getränkes zu mahnen und vor dem Mißbrauche desselben ernstlich zu warnen.

Gehen wir in die Geschichte der früheren Zeiten zurück, so lehrt sie uns nicht, wo und von wem die Kunst der Brannt-

weinbereitung erfunden wurde; eine Kunst, welche die wichtigsten Folgen für das gesellschaftliche Leben der Menschen hatte. Denn ohne den Brannkwein oder Weingeist, welchen sie liefert, würden viele Künste und Gewerbe gar nicht entstanden und andere nicht verbessert, erleichtert und erweitert worden seyn. Wir würden ohne ihn nicht allein eine sehr wirksame Arznei, sondern auch ein einfaches Mittel zur Zubereitung vieler der kräftigsten Arzneien entbehren; wir würden ein einfaches Mittel zur Erhöhung des Genusses unserer Nahrungsmittel weniger haben, wozu der Branntwein wirklich dienen kann, wenn er anders zu diesem Zwecke nur mit Vorsicht und in sehr bescheidenem Maße verwendet wird. Aber der Leichtsinn und die Unmäßigkeit machte ihn leider auch zur reichen Quelle von Untugenden und Lastern, von körperlichen Leiden, Gebrechen und Krankheiten aller Art.

Wahrscheinlich ist der Branntwein schon in sehr früher Zeit in dem Morgenlande und zwar in Indien und China, wo er aus Reiß bereitet wurde, bekannt gewesen. Von dort brachten ihn etwa im zwölften Jahrhunderte unserer Zeitrechnung arabische Aerzte, die ihn aber nur als Arzneimittel gebrauchten, nach Europa. Die Kunst, ihn zu bereiten, wurde jedoch noch lange von Aerzten und Chemikern geheim gehalten. Erst im vierzehnten Jahrhundert verbreitete sich das Branntweinbrennen in dem südlichen Europa, wo man damals nur aus Wein und Weinhefen den gebrannten Wein, den Weingeist oder das Lebenswasser zubereitete. Unter dem letzteren anlockenden Namen wurde dieses Getränk nach Deutschland gebracht und auch bald sehr allgemein getrunken. Im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert verbreitete sich in Deutschland mit der Lust zu diesem

Getränke auch die Kunst, es darzustellen. Damals nahm man dazu nur schlechten Wein, Weinhefen, später Bier und Bierhefen und noch später erst Getreide. Bald aber verspürte man auch die Schädlichkeit des zu häufigen Genusses dieses Getränkes, wozu die allgemeinere Verbreitung und die zunehmende Wohlfeilheit sehr bald verführte. Daher wurden in Deutschland auch schon im sechszehnten Jahrhunderte Warnungen, Verordnungen und Verbote dagegen bekannt gemacht und an mehreren Orten die Bereitung des Branntweins aus Getreide untersagt und nur die aus Wein- und Bierhefen gestattet. Noch im Jahre 1616 hielt man es in Schwaben für eine Sünde, aus Getreide Branntwein zu machen und so das unentbehrliche Brod in ein entbehrliches Getränk zu verwandeln. So aber ändern sich die Ansichten der Menschen! Was man damals als sündhaft verworfen, das wurde in unserer Zeit als nützlich, als ein wichtiges Beförderungsmittel unseres Wohlstandes allgemein empfohlen. Was würden aber wohl die damals lebenden ehrlichen Schwaben sagen, wenn sie nun unter uns zurückkehrten und die große Anzahl der Branntweinbrennereien, die Unzahl der Branntweinschenken und die zunehmende Unmäßigkeit im Genusse des Branntweins sehen könnten?

Sobald die Kunst, Branntwein zu brennen, einmal bekannt, das Bedürfniß und die Lust zu diesem Getränke unter den Menschen einmal geweckt war, erfand auch der menschliche Scharfsinn bald neue Mittel und Wege, diese Lust zu befriedigen. Schon im siebenzehnten Jahrhundert verstand man es, aus Wachholderbeeren, Kirschen, Zwetschen und andern süßen Früchten Branntwein darzustellen. Mit der Einführung der Kartoffeln — das

wichtigste Geschenk, welches das stark bevölkerte Europa aus der neuen Welt erhielt — wurde dem Branntweinbrennen und leider auch dem Branntweintrinken erst der größte Vorschub geleistet. Schon im Jahre 1747 und 1748 stellte man die ersten Versuche an, aus Kartoffeln Branntwein zu machen, deren glückliches Gelingen die Branntweinbrennereien so vermehrte, daß nun allenthalben, auch in den kleinsten Ortschaften, Brennereien gefunden werden, und daß man ihren Betrieb für die Beförderung des Wohlstandes der Landleute für unentbehrlich hält. Man zähle nur einmal die Brennereien und Branntweinschenken in einem Landstädtchen oder in einem Amte, und man wird über ihre Anzahl erstaunen. In einem Amte unseres Herzogthums, welches 33 Gemeinden zählt, sind 47, in einem andern von 25 Gemeinden 42, und in einem dritten von 47 Gemeinden 63 Branntweinbrennereien *). Wenn sich mit den Brennereien auch der Absatz des Branntweins in's Ausland oder der Verbrauch desselben in inländischen Fabriken und Gewerben vermehrt hätte, so würde dadurch freilich auch der Wohlstand befördert worden seyn. Dem ist aber noch zur Zeit nicht so, da sich mit den Brennereien bis jetzt nur die Branntweinschenken und die Branntweintrinker vermehrten.

*) In dem Herzogthum Nassau bestehen gegenwärtig 989 Branntweinbrennereien; die Bevölkerung ist 409,714, die Zahl der Städte, Flecken und Dörfer ist 883; es kommt demnach auf 411 Einwohner und auf je einen Ort mehr als eine Brennerei. Außerdem gibt es in dem Herzogthum 3490 Wirthe, von denen die größte Mehrzahl Branntwein ausschenkt; es kommt hiernach etwa ein Wirth auf 116 Einwohner und mehr als 3 Wirthe auf einen Ort.

Nicht allein in den rheinischen Gegenden hat jedoch das Brennen und Trinken des Branntweins so sehr zugenommen; auch in andern deutschen Ländern ist es nach öffentlichen Nachrichten eben so, ja noch viel ärger. In einer großen Stadt des nördlichen Deutschlands waren 1822 fünfzehnhundert und fünf und zwanzig Branntweinschenken geöffnet, so daß nach der Häuser- und Einwohnerzahl dieser Stadt gerechnet, auf vier Privathäuser und auf 130 Einwohner eine Branntweinschenke kömmt. In einer andern kleineren Stadt des nördlichen Deutschlands zählte man im Jahre 1811 nur 150 Branntwein- und Liqueurschenken, die sich bis zum Jahre 1825 auf 248 vermehrt hatten.

Der rasche und gewaltsame Wechsel der Verhältnisse, mit welchem das achtzehnte Jahrhundert geschlossen und das neunzehnte angefangen, mag die Neigung zu den geistigen Getränken und besonders zum Branntweine am meisten geweckt und befördert haben. Die ausserordentliche körperliche Anstrengung während der langen und schweren Kriege, die durch Furcht und Erwartung bewirkte Ueberspannung des Gemüthes nöthigte die Menschen mehr, als in den ruhigen Zeiten des Friedens, Mittel zur Erhöhung und Reizung ihrer körperlichen Kraft und zur Aufrichtung und Erheiterung ihres Gemüths zu suchen. Sie fanden sie in den geistigen Getränken, besonders in dem Branntweine, der als das wohlfeilste Getränk auch von dem Aermsten noch bezahlt werden konnte und gewöhnlich auch da noch zu haben war, wo in diesen schweren Zeiten oft Alles Andere fehlte.

Einsichtsvolle und wohlmeinende Männer, welche die Wirkungen des unordentlichen, anhaltenden und übermäßigen Genusses des Branntweins auf den Körper und den Charakter der Men-

schen wahrnahmen, erkannten auch längstens schon in der unter allen Menschenklassen, besonders aber unter Landleuten und Handwerkern immer allgemeiner werdenden Neigung zu diesem Getränke das größte Uebel, woran die menschliche Gesellschaft gegenwärtig leidet, und die reichste Quelle des häufigen Familienunglücks und hielten sich verpflichtet, ernstlich und nachdrücklich davor zu warnen. Besonders waren es Aerzte, die in ihrem Berufe mehr als Andre Gelegenheit haben, die schlimmen Folgen des Branntweintrinkens zu beobachten, welche ihre warnende Stimme erhoben. Zum Beweise stehe hier die Aeußerung eines der größten Aerzte Deutschlands: »Der Branntwein, sagt derselbe, ist als Getränk ein wahres Gift für den Menschen, das die Kraft seiner Nerven zerstört, seinen Magen übermäßig reizt, einschrumpfen macht, die Verdauung der Nahrungsmittel aufhält und unterbricht, die Eßlust wegnimmt, die Säfte verdickt und zu örtlichen Krankheiten des Magens und des Darmkanals, wie auch zu Schlagflüssen und Blutstürzungen Gelegenheit giebt.«

Die Wahrheit dieses Ausspruchs bestätigt sich auf eine schreckliche Weise, wenn man die Wirkungen und Veränderungen, welche der Branntwein in dem Körper hervorbringt, der Reihe nach durchgeht. Seine Wirkung trifft zunächst den Magen, mit dem er unmittelbar in Berührung kömmt. Er reizt ihn im hohen Grade, stört und vernichtet aber eben dadurch seine lebenskräftige Thätigkeit. Er unterbricht und verzögert die Verdauung der Speisen und ist keineswegs, wie man so allgemein glaubt, ein Mittel, die Verdauung zu beleben und zu befördern. Denn so wie alle thierische und Pflanzen-Stoffe, wenn man sie in Branntwein legt, vor Auflösung und Fäulniß geschützt bleiben, so bleiben

auch die Speisen, die sich im Magen mit dem Branntweine vermischen, länger unverändert und unverdaut liegen und geben nur wenig, schlechten Nahrungssaft, der zur gesunden und ausreichenden Ernährung des Körpers nicht geeignet ist. Dabei reizt der Branntwein das Herz und die Schlagadern zur vermehrten Thätigkeit; das Blut wird in heftige Bewegung gesetzt, seine Mischung und gesunde Beschaffenheit verändert; die Hautausdünstung, die Ausdünstung dnrch die Lungen, die Bereitung des Speichels, der Galle und des Harnes wird gestört. Eben so reitzend wirkt er auf die Nerven und das Gehirn, und daher rührt die augenblickliche Stärkung und Munterkeit, die nach dem Genusse des Branntweins entsteht. Diese Aufregung ist jedoch schnell vorübergehend und wechselt bald mit Abspannung, Schläfrigkeit und Mattigkeit, die zu neuem Genusse des Branntweines, zu neuer Ueberreizung, aber auch zu noch größerer Abspannung führt. Auch verändert der Branntwein das Gewebe der Theile, mit denen er in Berührung kömmt; er verdichtet es und macht es fester, wie man dieses an allen Dingen, die man in Branntwein legt, wahrnehmen kann.

Daraus erklären sich nun leicht alle die körperlichen Uebel und Leiden, die als Folgen des übermäßigen Branntweingenusses beobachtet werden. Da der Branntwein die Eßluß und die Verdauung schwächt und die Blutbereitung stört, so magern die Branntweintrinker ab, schrumpfen ein, oder werden schnell aufgedunsen und wassersüchtig. Wegen dieses störenden Einflusses auf die Ernährung ist der Branntwein besonders im kindlichen und jugendlichen Alter nachtheilig, weil er das Wachsthum und die Entwicklung des Körpers hemmt. Am schnellsten wird der

Magen durch den Branntwein verändert, was sich bald durch ein brennendes Gefühl im Magen, häufiges Würgen und Aufstoßen einer scharfen, übelschmeckenden Flüssigkeit bemerkbar macht. Nach und nach schrumpft der Magen zusammen, verdickt sich, bekömmt verhärtete, geschwürige Stellen, woraus die qualvollsten Magenübel sich bilden, mit denen die Natur die Trunksucht bestraft. Durch den gewalsam gestörten Umtrieb des Blutes entstehen Stockungen in den Blutadern verschiedener Körpertheile, Auftreibung und Verhärtung der Milz und Leber, Gelbsucht, Blutbrechen, blutige Durchfälle, Blutharnen, Engbrüstigkeit und Blutstürzungen aus den Lungen, lauter Uebel, durch welche das Leben der Säufer vor der Zeit auf eine sehr qualvolle Weise geendiget wird.

Noch schrecklicher aber sind die Folgen bei den Trunkenbolden, bei denen die Wirkung des Branntweines mehr die Thätigkeit der Nerven und des Gehirnes ergreift und die, man möchte sagen, nicht so glücklich sind, an einem der angeführten Uebel zu Grund zu gehen. Die fortwährende Ueberreizung und Ueberspannung der Nerven und des Gehirnes hat am Ende Verlust des Gedächtnisses, Stumpfsinnigkeit, heftiges unwillkürliches Zittern der Glieder, Anlage zu Schlagfluß, sogar Verlust des Verstandes zur Folge.

Traurig und unglücklich ist daher das Leben aller Gewohnheitssäufer, deren Körper von den Wirkungen dieses gefährlichen Getränkes nach und nach ganz durchdrungen, gleichsam vergiftet ist. Sie sind immer verstimmt, immer mißmuthig, in übler verdrießlicher Laune, sehr reizbar und zum Zorne geneigt. Sie fühlen sich unwohl und bei düsterem eingenommenem Kopfe

sind sie zu keiner Arbeit, zu keinem Geschäfte aufgelegt und in stumpfsinniger Trägheit versäumen und vernachlässigen sie ihren Beruf. Am übelsten fühlen sich diese Unglücklichen am Morgen; denn der gesunde und erquickende Schlaf flieht sie; müde, matt und verdrießlich erwachen sie von einem ängstlichen, unruhigen Schlafe. Uebelichkeit und Würgen, Widerwillen und Eckel gegen Speisen und Getränke ist dann der Anfang ihrer Tageslast. Hände und Füße zittern ihnen, ihr Gang ist matt und unsicher, und eine innere Angst und Unruhe, die in den verstörten Zügen ihres gewöhnlich durch blaurothe Flecken entstellten Gesichtes sich ausspricht, treibt sie aus dem Bette und aus dem Hause; aber nicht zur Arbeit und zu den Geschäften des Tages, sondern zum Branntweine, um sich mit diesem wieder zu stärken und in einen behaglicheren Zustand zu versetzen. Und wirklich wird es ihnen mit jedem Schlucke dieses Getränkes leichter und kräftiger; die Hände zittern dann nicht mehr und der Gang und die Haltung wird kräftiger und sicherer. Aber leider dauert diese Besserung nicht lange, und das gefährliche Heilmittel muß von Neuem angewendet werden. So geht es vom Morgen bis zum Abend fort, wo sie endlich berauscht in einen betäubten, krankhaften Schlaf verfallen, von dem erwacht, sie die gefährliche und vergiftende Branntweinkur von Neuem beginnen müssen. Dieses wiederholt sich jeden Tag, bis sie endlich als unverbesserliche Säufer, als der bürgerlichen Gesellschaft lästige und gefährliche Müssiggänger ins Arbeitshaus oder als Wahnsinnige und Geisteskranke in das Irrenhaus wandern; oder bei ihrer Reizbarkeit und Neigung zum Zorne und von ihrer inneren Unruhe und Angst getrieben die schrecklichsten Verbrechen begehen; oder bis sie, wenn

sie nicht ein plötzlicher Tod durch einen Schlag- oder Steckfluß hinwegnimmt, nicht selten auch mit eigner Hand ihrem unglücklichen, selbstverschuldeten Leben ein Ende machen *). Ja andere endigen sogar auf eine noch schrecklichere Weise, indem sich ihr Körper, der von dem brennbaren Geiste des Branntweines durchdrungen ist, in der Nähe brennender Gegenstände plötzlich von selbst entzündet und von den inneren zu den äusseren Theilen zu Asche und Kohle verbrennt. Es entsteht dann auf ein Mal eine lebhafte, bewegliche, bläuliche Flamme, wie die des brennenden Branntweins, die durch Wasser nicht gelöscht werden kann und die sich so schnell über den ganzen Körper verbreitet, daß keine Hülfe möglich ist. Gewöhnlich bleiben nur die äußersten

---

*) Unter 503 Geisteskranken, welche seit 1818 bis 1842 in der Irrenanstalt zu Eberbach behandelt wurden, befanden sich 66 Personen, bei welchen Mißbrauch der geistigen Getränke und namentlich des Branntweins die Ursache der Geisteskrankheit war. — Dabei sind diejenigen Unglücklichen nicht mitgezählt, welche an Säufer- oder Zitterwahnsinn — welche letztere Benennung sich auf das damit verbundene anhaltende Zittern der Arme und Beine und des ganzen Körpers bezieht — gelitten und in ihren Familien ärztlich behandelt wurden.

Nach amtlichen Nachrichten kamen in den letzten 25 Jahren 81 Personen in Folge des übermäßigen Genusses von Branntwein plötzlich ums Leben, und darunter befinden sich 10 Kinder, welche durch übermäßigen Branntweingenuß plötzlich starben. Und wie viele mögen sich unter den 473 Personen, die sich nach amtlichen Nachrichten in den letzten 25 Jahren in dem Herzogthume selbst das Leben genommen, befinden, die durch Unmäßigkeit im Genusse des Branntweins zum Selbstmorde geführt wurden?

Theile des Körpers, die Arme und Beine, die Hände und Füße oder auch nur die Finger und Zehen von der Flamme verschont *).

So traurig sind die Folgen des Branntweintrinkens, die bei allen Trunksüchtigen, männlichen oder weiblichen Geschlechtes, früher oder später, aber sicher und gewiß eintreten, und welche auch, was zur Belehrung und Warnung nicht unbemerkt bleiben darf, durch den Mißbrauch und den unmäßigen Genuß aller andern geistigen Getränke, des Rums, Araks, der Liqueure und selbst des Weines herbeigeführt werden, nur nicht so schnell, als durch den Branntwein, der unter allen am nachtheiligsten und heftigsten wirkt.

Es verdient als eine merkwürdige Erscheinung der neueren Zeit bemerkt zu werden, daß eine außereuropäische Regierung, die Regierung von St. Domingo, die Schädlichkeit des Branntweins für das Wohl ihrer Unterthanen erkannt und deswegen die Einfuhr desselben und aller geistigen Getränke verboten hat. In dem desfalls erlassenen Edikte stehen die wahren und wohl zu beherzigenden Worte: „Solche Gifte würdigen den Menschen zum Vieh herab und legen ihm Worte auf die lallende Zunge,

*) Diese schauderhafte Todesart durch Selbstverbrennung ist zwar bis jetzt nur selten beobachtet worden, aber immerhin oft genug, um über die schrecklichen Folgen des unmäßigen Branntweintrinkens zu belehren und davon abzuschrecken. In den ärztlichen Schriften sind 32 solcher Fälle aus verschiedenen Ländern verzeichnet, unter welchen 25 Personen weiblichen und 7 männlichen Geschlechtes sich befinden. Alle, welche dieses schrecklichen Todes starben, waren dem Trunke ergeben und acht befanden sich vor dem Verbrennen in dem Zustande völliger Berauschung.

die zum Brudermorde, zum Hasse der vorgesetzten Behörden, zum Bürgerkriege führen. Ein Besoffener ist gefährlicher, denn ein Thier. — Die Ansicht, daß der Branntwein und dergleichen Getränke dem gemeinen Manne zu seiner Erhaltung unentbehrlich seyen, ist ein Vorurtheil, welches sich durch die Thatsache widerlegt, daß Millionen Menschen leben, gesund sind und alt werden, die den Branntwein und alle diesem verwandte Gifte nicht dem Namen nach kennen.«

Ein so gefährliches und schädliches Getränk der Branntwein im Allgemeinen ist, so kann es dennoch Umstände geben, unter denen er nützlich und nothwendig, ein wahres Stärkungs- und Labungsmittel ist. Besonders ist er dieses allen Menschen, die sich bei schweren körperlichen Arbeiten zugleich dem Einflusse der Nässe, großer Kälte und großer Hitze anhaltend aussetzen müssen. Unter solchen Umständen ist er eine Hülfe in der Noth, ein Schutzmittel gegen die Schädlichkeit der Witterung und gegen allzugroße Erschöpfung des Körpers. So ist er allen Arbeiten, die sich bei naßkalter Witterung beständig im Freien oder an feuchten, ungesunden Orten, in Sümpfen, Brunnen, in feuchten Gewölben und Gruben aufhalten müssen, nützlich und zur Erhaltung ihrer Gesundheit unentbehrlich. Eben so ist er bei schweren Feldarbeiten an heißen Sommertagen oder bei andern schweren Arbeiten, die bei starkem Feuer verrichtet werden müssen, ein nützliches, unentbehrliches Getränk zur Stillung des quälenden Durstes. Man trinke ihn aber dann mit Wasser vermischt oder man spüle den Mund öfter mit etwas Branntwein aus. Je schlechter und kärglicher zugleich die Nahrung solcher Arbeiter ist, um so weniger können sie des Branntweins entbehren.

Wenn aber dieses Getränk ein wirkliches Schutzmittel gegen äußere schädliche Einflüsse seyn soll, so darf es, wie alle Mittel dieser Art, nur mit Maaß und Ziel und nur so lange, als man den Schädlichkeiten ausgesetzt ist, genossen werden. Außerdem aber hüte man sich besonders vor dem täglichen, wenn auch nur mäßigen Genusse desselben. Denn der tägliche Genuß wird leicht zur Gewohnheit und zum unentbehrlichen Bedürfnisse, zu dessen Befriedigung eine immer größere Menge Branntwein nothwendig wird. Aus dem halben Viertelchen täglich, mit dem man anfängt, wird daher nach und nach ein ganzes, aus dem viertel Schoppen ein halber, dann ein ganzer und am Ende kann man ohne einen täglichen Branntweinrausch nicht mehr bestehen. So steigert sich dieses Bedürfniß, je länger und öfter es befriediget wird. Man erkundige sich nur, um sich von dem Gesagten zu überzeugen, nach der früheren Lebensweise der Gewohnheitssäufer und man wird von vielen, ja von den meisten hören, daß sie früher arbeitsame und treue Menschen gewesen, daß sie mit Wenigem angefangen und nach und nach zur Leidenschaft des Trunkes gekommen sind. Dahin kommen aber Alle, und zwar um so schneller und gewisser, je jünger sie sich an den Genuß des Branntweins gewöhnen und je weniger sie ihre Kräfte zu schweren Arbeiten im Freien anwenden müssen. Alle, die ihre Arbeiten und Geschäfte nur in der Stube zu verrichten haben oder die in behaglicher Ruhe in der Stube sich pflegen können, müssen sich daher, wenn sie nicht als Trunkenbolde endigen wollen, vor dem täglichen Genusse des Branntweins besonders hüten.

Je stärker der Branntwein ist, um so schneller wird er der

Gesundheit nachtheilig. Wer daher durch äußere Verhältnisse zum öfteren Genusse desselben gezwungen ist, der sey immer darauf bedacht, nur einen leichten Branntwein zu genießen und daher einen starken mit Wasser zu verdünnen. Außerdem muß der Branntwein rein von Geschmack und Geruch seyn. Die Bestandtheile, die ihm einen widrigen Geruch und Geschmack ertheilen, geben ihm in der Regel noch besondere schädliche Eigenschaften. So sind besonders die fetten, sauren, fußeligen Bestandtheile des schlechten Frucht- und Kartoffelbranntweines dem Magen nachtheilig, indem sie zur Bildung von Magensäure Veranlassung geben. Die Branntweinbrenner sollten sichs daher angelegen seyn lassen, möglichst reinen Branntwein zu bereiten und in den Branntweinschenken sollte nur der reinste verkauft werden dürfen. Endlich darf der Branntwein wegen des störenden Einflusses auf die Verdauuug im Magen und in den Gedärmen nicht kurz vor, bei oder gleich nach der Mahlzeit getrunken werden, besonders dann nicht, wenn die Mahlzeit aus sehr fetten Speisen besteht.

Zum Schlusse muß hier noch der Gebrauch des Branntweines als erheiternden Getränkes bei öffentlichen Lustbarkeiten und frohen Familienfesten erwähnt werden. Jeder, der das über die Wirkungen des Branntweines Gesagte mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird gestehen müssen, daß er wegen seiner heftigen Wirkung auf den Körper und auf den Geist des Menschen zur Erhöhung des gesellschaftlichen Vergnügens und der frohen Heiterkeit nicht geeignet ist. Er sollte daher von allen öffentlichen Lustbarkeiten, von Jahrmärkten, Kirchweihen, von Hochzeiten, Kindtaufen, von allen festlichen Versammlungen für immer verbannt bleiben!

Dann würde, statt des rohen Tobens und Lärmens, statt des Streitens und Zankens der vom Branntweine Berauschten, Frohsinn und Heiterkeit die öffentlichen Lustbarkeiten und festlichen Versammlungen wieder beleben; Jeder würde heiteren und zufriedenen Gemüthes nach Hause zurückkehren, ohne, wie es jetzt gewöhnlich ist, im Branntweinrausche den Grund zu jahrelanger Reue und zu unheilbarem Schmerze gelegt zu haben.

B. F.

Geschichte eines Branntweintrinkers.

Die eben so wohl begründeten als gut gemeinten ernsten Worte der Warnung, die in der vorigen Abhandlung gegen den unmäßigen Genuß des Branntweins ausgesprochen wurden, veranlassen mich die traurige Geschichte eines Trinkers zu erzählen, die sich vor einigen Jahren zugetragen hat und aus ärztlichen und gerichtlichen Acten ausgezogen ist.

In Pregelswalde in Ostpreußen lebte ein Zimmergeselle Thiel, der als ein braver Arbeiter und Bürger, guter Gatte und liebevoller Vater bekannt und von den Nachbarn geachtet war. Er hatte zwei Töchter, die eine 11, die andere 8 Jahre alt und einen muntern 5 jährigen Knaben, der Carl hieß und des Vaters Liebling war. Arbeitete er im Hause, so durfte Carl um ihn spielen, ihm auf den Schoos, auf den Rücken

kriechen; kehrte er von fremder Arbeit heim, so freute er sich, wenn ihm der Knabe entgegen lief, lud dann alle Werkzeuge auf die eine Schulter, um den andern Arm für das geliebte Kind frei zu haben und es nach Hause tragen zu können.

Thiel trank zur Stärkung und Erquickung Branntwein wie andere Arbeiter auch. In den letzten 2 — 3 Jahren wurde aber seine Neigung zu diesem unseligen Trank immer stärker. Er konnte ihrer zuletzt nicht mehr Herr werden! Seine junge Frau, die er herzlich lieb hatte, machte ihm Vorstellungen darüber, schalt, erinnerte ihn an seine drei Kinder, die oft nicht wüßten, wovon sie sich satt essen sollten, weil der Vater die Arbeit versäume und den verdienten Arbeitslohn vertrinke! Sonst, in den ersten Jahren ihrer Ehe, sey das alles ganz anders und so sehr viel besser gewesen, sagte die arme Frau und konnte vor Weinen nicht weiter reden. Nüchtern, gab er ihr Recht, weinte wohl selber mit, bedauerte die Kinder und versprach Besserung.

Es war aber schon so weit mit ihm gekommen, daß er sein Versprechen nicht mehr halten konnte. Er mußte trinken! Dabei konnte er nicht viel vertragen. War er einmal betrunken, so reichte am folgenden Tag schon ein Schoppen hin, ihn im Stumpfsinn und im Taumel zu erhalten. Er wurde oft 6 bis 8 Tage, endlich 14 Tage, einigemal sogar drei Wochen lang nicht mehr nüchtern. Das Trinken machte ihn nicht mürrisch und zänkisch, wie manchen andern, den man nennen könnte. Er war still, in sich gekehrt, schien über allerlei Gedanken zu brüten. Er trank theils zu Hause, theils in den Wirthshäusern, so lange er Geld hatte und bettelte, wenn es ihm ausging und machte heimlich Schulden, wenn er keines geschenkt bekam.

Wenn er zu trinken aufhörte, so verfiel er auf 3 — 4 Tage in einen träumerischen, fast bewußtlosen Zustand, in welchem man ihn wie ein unmündiges Kind, oder mehr wie einen Blödsinnigen behandeln, zu allem, was er thun oder lassen sollte, anweisen mußte.

So lebte diese, durch die Trunksucht des Vaters unglückliche Familie in Sorge, getäuschter und wiederkehrender und wieder vereitelter Hoffnung des Besserwerdens, von den Nachbarn bedauert, von den alten Eltern berathen und nothdürftig unterstützt, mehrere Jahre fort, bis endlich das Jahr 1824 einen so plötzlichen und so schauderhaften Wechsel ihres traurigen Lebens herbeiführte, daß wohl alle, die ihr angehören, noch jetzt an jedem Abend ihr altes Elend herbeiwünschen mögen.

Von welchen argen Gedanken der Mann in solcher Zeit geplagt wurde, wenn er zu trinken aufhörte und nach und nach in den Zustand der Nüchternheit überging, wollen wir aus den schlichten Reden und Erzählungen des Unglücklichen selbst vernehmen.

»Im verflossenen Winter war ich in meiner Stube mit Verfertigung eines Schlitten beschäftigt. Mein Carl spielte wie gewöhnlich neben mir, kroch auf meinen Rücken und faßte mich um den Hals. Meine Frau rief den Knaben. Sie meinte, daß er mir in der Arbeit hinderlich sey. Ich hatte ihn aber so lieb, daß ich sein Spiel geduldig ertrug, ihn auf meinen Schoos nahm und mit ihm scherzte. In dem Augenblick glaubte ich eine innere Stimme zu hören, welche mir sagte: Der Knabe muß doch sterben; du mußt ihn todtschlagen! Dabei überfiel mich eine tödtliche Angst; das Herz bebte mir! Um mich den

bösen Gedanken zu entreißen, setzte ich das Kind geschwind auf die Erde und lief eilig zur Stube hinaus. Ich ging in die Mühle und blieb da bis mir gegen Abend die bösen Gedanken vergangen waren.«

»Etwas Aehnliches begegnete mir kurz vor dem letzten Osterfeste. Es war früher Morgen, ich lag noch im Bette, Carl neben mir. Die Frau war schon aufgestanden und im Hause beschäftigt. Carl bat um Brod. Ich gab ihm ein Stück Kuchen, worüber er sich sehr freute und es mit großem Appetit verzehrte. In dem Augenblick als ich den Knaben voll Liebe betrachtete, meinte ich wieder die entsetzliche Stimme zu hören, die mir zuflüsterte: Du mußt das Kind doch todtschlagen! Ich erschrack vor mir selbst, empfand ein starkes Herzklopfen und einen heftigen Druck im Innern der Brust. Voll Angst sprang ich aus dem Bette, lief aus dem Haus und fing inbrünstig an zu beten. Bis gegen Mittag quälte mich Angst und Trübsinn, doch wurde ich über allerlei Arbeiten, die ich vornahm, meiner so weit Herr, daß ich wieder freundlich mit meinem lieben Kinde spielen konnte.«

»Neulich — am Donnerstag ist es gewesen — am Donnerstag vor acht Tagen, da, du barmherziger Gott! da nahm es freilich ein anderes Ende! — Meine Frau hatte selbige Nacht die Wache auf der Bleiche. Ich ging am späten Abend zu ihr hinaus, um sie abzulösen. Weil sie aber doch nicht schlafen wollte, so kroch ich in die Hütte und schlief bis gegen Mitternacht. Da stieg ich auf, ging um die Leinwand, sprach verschiedenes über Haushaltungssachen mit meiner Frau, die noch immer nicht schlafen wollte und wie wir den Wächter ein Uhr blasen hörten,

gingen wir miteinander nach Haus und ließen den Sohn der Nachbarin allein auf der Bleiche.«

»Wir fanden unsere Kinder schlafend, alle drei in unserem Bette. Die Frau trug beide Mädchen in ihr Bett hinter dem Ofen und der Knabe blieb, wie immer, zwischen uns beiden liegen.«

»Wie der Tag angebrochen war, stund die Frau auf und ging auf die Bleiche. Ich blieb liegen. Bald befiel mich eine solche Angst, daß ich am ganzen Leibe zitterte. Da hörte ich wieder Jemand zu mir sagen: Jetzt gleich mußt du dein Kind todtschlagen! Ich sprang rasch aus dem Bette, faltete die Hände gen Himmel und in der Stube auf- und abgehend, sprach ich leise zu mir selbst: Herr Gott, Herr Jesu, soll ich mein Kind jetzt todtschlagen? Keine äußere und keine innere Stimme antwortete mir. Ich legte mich wieder nieder. Ich sah mein schlafendes Kind mit herzlicher Liebe an, strich ihm die blonden Locken aus dem Gesichte, streichelte sanft seine Wangen und sagte leise: Schlaf du ruhig, gutes Bübchen, schlaf du ruhig. — Gleich darauf befiel mich wieder jene Angst und jenes Zittern und wieder hörte ich die Stimme sagen: Jetzt gleich mußt du dein Kind todtschlagen. Ich konnte nicht widerstehen. Ich sprang auf. Im Hemde lief ich nach meiner Holzaxt, die unter dem Bette der Mädchen lag und kehrte, sie in beiden Fäusten haltend, die Schneide aufrecht, nach unserem Bette zurück. Carl schlief noch. Es war jetzt heller, lichter Tag. Mir stürzten die Thränen aus den Augen, als ich mein liebes Kind liegen sah, das ich todtschlagen sollte. An ein Besinnen war nicht zu denken. Rasch hob ich die Axt auf und

führte 3 — 4 kurze, heftige Schläge mit der Hufe der Axt auf den Kopf meines Kindes, das bei jedem Hieb sich krümmte und gewaltsam zuckte, aber keinen verständlichen Laut von sich gab, sondern nur so quarrte, weil ich es wohl gleich mit dem ersten Schlag im Schlafe tödtlich verletzt haben mochte.«

»Als ich das Blut meines Sohnes fließen sah, kam ich etwas zu mir, legte die Axt unter die Ofenbank und weckte meine ältere Tochter: Lottchen steh auf; rufe der Mutter; ich habe unser Carlchen mit der Axt erschlagen.« Herr Jesus! Vater, was sagt er? »Ja, ja, rufe du nur der Mutter; ich habe wahrhaftig das Carlchen mit der Axt todtgeschlagen!«

»Da fing die Lotte zu jammern an, sprang aus dem Bette und lief weinend und schreiend nach der Mutter. Davon war auch die kleine Marie erwacht und saß aufrecht und still weinend in ihrem Bettchen. Indessen wollte ich mich ankleiden, zitterte aber am ganzen Körper so, daß ich die Knöpfe nicht einknüpfen konnte. Darüber kam meine Frau: »Herr Gott! Mann, die Lotte sagt, du habest den Carl erschlagen!« — Ja das ist wahr, antwortete ich, dort liegt er in unserem Bette. Er muß aber noch nicht ganz todt seyn; er regt sich noch. Da sprang die arme Mutter hin, riß die Decke weg und schloß ihr blutendes Kind in die Arme, wo es nach wenigen Augenblicken verschied.«

Das ist es, was der Zimmergeselle Thiel den 14ten Junius 1824 im peinlichen Verhör den Kriminalrichtern zu Protokoll gab.

Er schließt seine weiteren Angaben mit der Aeußerung:

»Ich kann es nicht begreifen, wie ich zu dieser unglücklichen

That gekommen bin! Ich hatte aber in der Zeit eine solche Angst, eine solche Unruhe, ein so wüstes Wesen in meinem Kopf und einen solchen unwiderstehlichen Drang in meinem Innern, daß ich eben das Entsetzliche thun mußte. Ich war an jenem unseligen Abend ganz nüchtern, nicht krank und es ist mir unerklärbar, wie ich so unglücklich habe werden können; sehe aber wohl ein, daß ich das Leben verwirkt habe.« W. A.

Unterschied zwischen „dürr" und „reif" bei den Feldfrüchten.

Zu den Wahrheiten, auf die man den Landwirth nicht oft genug aufmerksam machen kann, gehört die genaue Unterscheidung der Begriffe dürr und reif in Bezug der richtigen Erndtezeit der Früchte. Eine Frucht kann dürre seyn, ohne daß sie reif war, z. B. die (grünen) Kerne aus reifem Korn zu Suppen, oder das Korn aus den durch den Hagel vor der Reife geknickten Aehren. Ebenso sind umgekehrt immer die Körner eher reif; sie sind zeitig, das ist, sie haben die Zeit ihres vollen Wachsthums eher vollendet, als sie anfangen, auf den Halmen langsam zu dürren, oder schneller auf den Stoppeln, oder wie in einigen Provinzen Rußlands geschieht, in geheizten Gebäuden.

Zwischen der Zeit der vollkommenen Reife und der Zeit der vollkommenen Dürre auf den Halmen, verläuft eine Zeit, die, so kurz sie zuweilen ist, so verderblich ist sie oft durch Ungewitter den noch auf den Halmen stehenden Früchten.

Unsere Hauswirthinnen, um dieser Gefahr bei dem so theuern Rübsaamen zu entgehen, schneiden ihn, wenn er reif ist, ab, und lassen ihn in einem dem Hagel unzugänglichen Orte vollends austrocknen. Billig verdient dieses kluge Verfahren auch mit gehöriger Modification bei dem Getreide Anwendung. Den auf den Halmen dürren Waizen und Hafer schlägt schon ein mäßig starker Wind aus, in Gelege geordnet, kann der stärkste Hagel nur die oben liegenden Aehren treffen, und die ausgeschlagenen Körner werden nicht auf den Boden zerstreut, sondern bleiben auf den untern Aehren liegen. Was die grelle Dürre und Windstöße letztes Jahr für Schaden gethan haben, bemerkte man nachher auf den Stoppelfeldern, wo man allerwärts die ausgestreuten Körner zu einem dichten Rasen ausgewachsen sehen konnte.

Zwischen der Reife und der Dürre auf den Halmen verläuft im Durchschnitte eine volle Woche, der 12te Theil der Zeit vom halben Mai bis den halben August. Im Juli und Anfangs August sind die Wetter den reifen Früchten schädlicher, als sie im Mai der noch nicht in Halmen aufgeschossenen Saat sind. Wer also diese Woche durch früheren Abschnitt der Aehren spart, dem ist durch sein kluges Verfahren vor jedem andern seine Erndte, wenigstens um den sechsten Theil, so gut wie von einer Gesellschaft assecurirt. Wer sich indessen dennoch für die übrige Zeit der Gefahr sicher stellen wollte, braucht dafür den Einsatz nicht zu hoch zu greifen. Ueberall ist unsere Unwissenheit am stärksten besteuert. Vorzüglich da, wenn wir mit an Leichtsinn gränzender Unbesorgtheit, ohne Noth und Zweck, die Früchte unserer schweisvollen Mühe dem Sturm, den Schloßen und der

Ueberschwemmung preisgeben, da wir sie doch einmal in Sicherheit bringen wollen.

Bei dem Repse (Kohl) läßt sich die Zeit der überdieß für ihn weit größern Gefahr noch mehr verkürzen, als bisher gewöhnlich geschieht. Auch schon ein starker Regen schlägt die reifen Körner aus den Schoten.

Der Verfasser kennt aus seiner Nähe und Erfahrung die Stärke des Vorurtheils und der ererbten Gewohnheit, den Kohl und das Getreide vor dem Schnitte auf dem Stengel und Halmen dürren zu lassen, er leidet darüber von seinen Nachbarn fast alle Jahre Widerspruch, so sehr sie auch in den letzten Jahren eine harte Lection über dieses Kapitel bestehen mußten.

Woran erkennt man denn, fragt man uns, außer an der Dürre, die vollkommene Reife der Früchte? Ich antworte, das Korn ist reif, wenn es von der abgeschnittenen Aehre gepflückt, an der heißen Sonne oder dem Heerdfeuer gedürrt, beim Einschrumpfen glatt bleibt und keine Falten (Runzeln) bekömmt. Hat die Mehrheit der Aehren diese Reife, so greife man zur Sense oder Sichel. Das abgemähete Gras auf der Wiese gedürrt, gibt nahrungsreicheres Heu, als die Gräser, die man überreif werden läßt. Das auf den Bäumen zu lang gelassene Obst wird saftlos und mehlicht. Dasselbe gilt vom Getreide. Versuche haben bewiesen, daß das auf den Halmen langsam eintrocknende Getreide nicht so schwer und mehlreich ist, als das, welches bei vollkommner Reife gemähet wird und auf den Stoppeln dürrt, es waltet daher bei der angerathenen Aufmerksamkeit, außer größerer Sicherheit, noch ein Gewinn. Neeb.

Inhalt.

		Seite
1) Von dem Manne, der kein Geld braucht	aus den Naſſ. Landes=kalendern.	3
2) Gärtnerei der Bauern		15
3) Hopfenbau		29
4) Behandlung des Viehes		49
5) Wieſenbau		60
6) Leinbau und Flachsbereitung		77
7) Ueber landwirthſchaftliche Verſuche und Vorbilder . .		99
8) Kunſtgriffe der Pferdehändler		119
9) Die Folgen des Branntweintrinkens		143
10) Geſchichte eines Branntweintrinkers		158
11) Unterſchied zwiſchen dürr und reif bei den Feldfrüchten		164

Inhalt.

		Seite
1) Von dem Manne, der kein Geld braucht	aus den Bayr. Landeskalendern.	3
2) Gärtnerei der Bauern		15
3) Hopfenbau		29
4) Behandlung des Viehes		49
5) Wiesenbau		60
6) Weinbau und Flachsbereitung		77
7) Ueber landwirthschaftliche Versuche und Vorbilder . .		99
8) Kunstgriffe der Pferdehändler		119
9) Die Folgen des Branntweintrinkens		143
10) Geschichte eines Branntweintrinkers		159
11) Unterschied zwischen bitter und reif bei den Feldfrüchten		164

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Albrecht, Wilhelm,

Blätter aus Nassau Deutschen Landleuten und Weinbauern gewidmet von Wilhelm Albrecht

Bd.: 2

Wiesbaden 1844

Oecon. 52 o-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10293590-5